

GRÜNE
WEIHNACHT
WUNDER GESCHEHEN
ABER NUR WENN MAN DARAN GLAUBT



JAMES
PATTERSON
& PETER DE JONGE

Er hat einen Job, den er nicht mag, führt eine Ehe, der die Leidenschaft abhanden gekommen ist, und hat das Gefühl, dass seine Kinder ihn nicht verstehen. Gerade fünfzig geworden, überfällt ihn das Gefühl, im Leben nichts erreicht zu haben. Am Weihnachtsabend jedoch geschieht das Unglaubliche: Bei der letzten vorweihnachtlichen Golfrunde gelangen ihm Schläge wie nie zuvor. Vor Begeisterung vergisst er seine Familie und den Truthahn. Viel zu spät kommt er nach Hause, und der Abend endet im Eklat. Kann Travis die Familie noch retten? Nur noch ein Wunder konnte da helfen...

Über das Buch:

Bei seiner letzten vorweihnachtlichen Golfrunde gelingen Travis McKinley Schläge wie nie zuvor. Er ist so begeistert von seinen überraschenden Fähigkeiten, dass er über das Spiel seine Familie und den Truthahn vergisst. Viel zu spät kommt er nach Hause und der Abend endet im Eklat. Hatte der Hausseggen ohnehin schon schief gehangen, geht die Harmonie nun endgültig verloren. Die Familie zerbricht, Travis verliert seinen Job, ist aber zu beschäftigt mit seinem neuen Leben als aufstrebender Erfolgsgolfer, um zu bemerken, was ihm wirklich fehlt. Erst im Finale der Senior Open in Pebble Beach, am 17ten Grün, tritt ein wahres Wunder ein, das Travis für immer verändert...

Über die Autoren:

James Patterson, 1949 geboren, ist Bestsellerautor und ein begeisterter Golfer. Seine 23 Romane haben weltweit eine Millionenauflage erreicht.

Peter de Jonge hat mehrere Artikel über Golf für das *New York Times Magazine* und andere Zeitschriften verfasst.

J A M E S
PATTERSON
& PETER DE JONGE

**GRÜNE
WEIHNACHT
WUNDER GESCHEHEN
ABER
NUR WENN MAN DARAN GLAUBT**

Ins Deutsche übertragen von
Marlies Ruß



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 15215

1. Auflage: Dezember 2004

Vollständige Taschenbuchausgabe
Bastei Lübbe Taschenbücher ist ein Imprint
der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Miracle on the 17th Green

© 1996 by James Patterson

© für die deutschsprachige Ausgabe 2004 by
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach

Redaktion: Frauke Severit

Umschlaggestaltung: Bianca Sebastian

Titelbild: Royalty-Free/CORBIS

Satz: Textverarbeitung Garbe, Köln

Druck und Verarbeitung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ebook by Monty P.

ISBN 3-404-15215-8

*Für Matthew und Joseph.
Für all die netten Leute aus Toms River
und Sleepy Hollow.*

ERSTER TEIL
ES RUMORT IN WINNETKA



KAPITEL 1



Es war der Morgen des ersten Weihnachtstages, und die Temperatur betrug milde drei Grad über null. Mit anderen Worten: ein perfekter Tag zum Golfen. Und so stand ich also auf dem halb gefrorenen Matsch am Abschlag des 17. Lochs im Creekview Country Club in Winnetka, Illinois.

Meine Ehe war kurz davor, in die Brüche zu gehen. Meine drei Kinder, die ich mehr als alles auf der Welt liebe, wussten seit geraumer Zeit nicht mehr, was sie von mir halten sollten, und darüber hinaus beschlich mich zunehmend das unangenehme Gefühl, dass ich im Januar mit der Rückkehr an meinen Arbeitsplatz bei Leo Burnett gefeuert würde. Wer weiß, wenn es tatsächlich zum Schlimmsten kam, hatte ich gute Chancen, demnächst auf der Straße zu landen.

Na dann, frohe Weihnachten!

Ich bückte mich, um einen abgewetzten Titleist aufzuteen, und blinzelte in den Wind, der über die lange, schmale, beiderseits von hoch aufragenden kahlen, schwarzen Ulmen gesäumte Par-5-Bahn blies.

Was jetzt kommt, ist eine dieser mystischen, mehr oder minder unerklärlichen, transzendentalen Erfahrungen, also

bitte haben Sie Nachsicht mit mir. Oder, wie Vin Scully zu Beginn seiner Golfberichterstattung im Fernsehen immer zu sagen pflegte, ziehen Sie sich einen Stuhl heran, und machen Sie es sich gemütlich. Ich gebe zu, dass das Folgende im Hinblick auf seine blanke Unwahrscheinlichkeit etwa in dieselbe Kategorie gehört wie Trumans Überraschungssieg über Dewey, die himmlischen Ereignisse um James Stewart in »Ist das Leben nicht schön?« und John Dalys Sieg bei den British Open.

Aber was soll ich sagen? Manchmal geschehen eben die wundersamsten Dinge. Den Redlichen ereilt das Unglück. Dem Dummen winkt das Glück. Gewöhnlichen Menschen widerfahren außergewöhnliche Erlebnisse. Und mir passierte das hier.

Da der Siebzehn in dieser Geschichte eine so zentrale Rolle zukommt, sollte ich vielleicht darauf hinweisen, dass ich meine Runde heute am 17. Loch begann. Trotz des für die Jahreszeit untypischen Tauwetters war der Golfkurs leer, schließlich war Weihnachten, und das 17. war schlicht und einfach das Loch, das meinem Parkplatz am nächsten lag. Wie dem auch sei, ich schlug einen Drive, dass die Fetzen flogen.

Das ist nicht sonderlich ungewöhnlich. Ich schlage den Ball nämlich weiter als der hiesige Pro. Ich schlage ihn sogar weiter als der gegenwärtige Champion von Creekview, Mark Duffel, der gerade mal zwanzig ist.

Ich stapfte das Fairway hinunter, schubste meinen Ball von einer Sprinklerdüse weg und machte meinen zweiten Schlag, 170 Meter mit Eisen 5, hart und flach. Plötzlich ging es mir

besser. Zum Teufel mit meinen Problemen. Golf kann Derartiges bewirken.

Und nun kommt der seltsame Teil. Ab jetzt wird alles ein wenig unheimlich, und ich tat meinen ersten Schritt auf diesem Weg – der Erlösung oder der Verdammnis.

Ich schlug einen vollkommen sauberen Putt.

Seltsam.

Ich gab ihm einen so reinen, sanften Drall, dass der Ball über das Gras rollte wie ein Quecksilberkügelchen über glatten Boden, wenn ein Thermometer zu Bruch gegangen ist.

Der Beginn eines Wunders. Ein Vorzeichen. Ein Omen.

Der kleine weiße Ball fiel in das kleine weiße Loch: Eagle.

Ich war baff.

Ich war begeistert.

Ich war verloren.

Allerdings muss ich Sie jetzt gleich enttäuschen: Das war noch nicht das so genannte Wunder auf dem 17. Grün. Weit gefehlt.

Ich eilte zum nächsten Abschlag.

KAPITEL 2



Ich weiß, was Sie jetzt denken. Was ist so großartig an einem Zweieinhalb-Meter-Putt bei einer Übungsrunde auf einem menschenleeren Golfplatz mitten im Winter, dessen einziger Zeuge ein abgemagertes Eichhörnchen war, das auf der Suche nach ein paar Eicheln auf ein Grün gehüpft kam?

Lassen Sie mich das kurz erklären.

Abgesehen von Bällen, die sowieso schon tot an der Fahne liegen, und den alltäglichen Um-die-ein-Meter-Putts schaffe ich keinen Putt unter vier Metern. Mein Spitzname – von meinen Golfpartnern in ganz und gar unschmeichelhafter Absicht an Ex-Weltergewichtsweltmeister Roberto Duran angelehnt – ist »Steinerne Hand«. Nichtsdestotrotz war ich hier im Creekview Country Club in Winnetka in den vergangenen zwölf Jahren insgesamt fünf Mal Clubmeister.

Aber das Sonderbare war nicht nur, dass der Putt auf dem 17. ins Loch ging. Glück haben kann jeder mal.

Das Sonderbare war, wie er ins Loch ging.

Er kroch nicht etwa beim Seitentürchen hinein oder zuckelte mit Ach und Krach von vorne ins Loch oder begann schief und wurde von einem Spike-Abdruck gnädigerweise umgelenkt.

Er rollte bombensicher mitten aufs Loch zu von dem Augenblick an, da er mein Schlägerblatt verließ, bis zu dem Moment, als er hineinkrachte – ungefähr so subtil wie ein Dunking Shaquille O'Neals von den Los Angeles Lakers.

Aber noch bemerkenswerter war das *Gefühl*, das ich hatte, als ich den Ball schlug. *Ich wusste, dass er hineingehen würde.*

Spürte es in meinen Armen, Schultern, Beinen, in jedem Knochen.

Wusste es mit einer Gewissheit, die fast schon gespenstisch wirkte.

Es war wie etwas, das bereits passiert war, und ich brauchte nur noch geduldig darauf zu warten, dass die Gegenwart endlich aufholte.

Zum allerersten Mal in vierzig Jahren konnte ich tatsächlich *die Linie sehen*. Trotz meines Spitznamens hatte mein Putting-Problem eigentlich nichts mit meinem Schlag zu tun. Es lag vielmehr an meinen Augen oder an irgendetwas dahinter, an den Windungen meines Gehirns. Weicht der Ball nun um acht oder um fünf Zentimeter ab? Erfolgt der Break am Anfang oder am Ende? Es war immer pures Herumraten.

Doch an diesem Morgen, als ich am Ball stand, meine Augen senkrecht über dem Titleist-Logo, war meine Putting-Legasthenie geheilt. Es war, als ob jemand vom Straßenverkehrsamt Winnetka eine gepunktete Linie zwischen meinen Ball und das Loch gemalt hätte. Oder noch besser, gleich eine kleine Gleisstrecke von der Dimension der Spielzeugeisenbahn meines Sohnes Noah ausgelegt hätte, und ich brauchte nur

noch den Ball anzustoßen und zuzusehen, wie er auf den Schienen mitten ins Loch rollte.

Aber, wie schon gesagt, das ist noch nicht das Wunder, von dem ich Ihnen erzählen möchte.

KAPITEL 3



Wie ein Mann mittleren Alters, der plötzlich entdeckt, dass es den Weihnachtsmann doch wirklich gibt, rannte ich zum nächsten Abschlag. Ich drückte einen Tee-Stift in den kalten Matsch und schlug einen weiteren kräftigen Drive auf den menschenleeren Kurs hinaus.

Die folgenden Stunden verbrachte ich damit, in unersättlicher Gier nach Birdies wie ein Besessener durch die winterlich kahle Landschaft zu hasten.

Nachdem ich auf der 18 einen Viereinhalb-Meter-Putt versenkt hatte, rannte ich zur Eins zurück und spielte eine volle 18er-Runde, dann noch eine 9er-Runde, dann noch einmal neun Löcher. Auf insgesamt achtunddreißig Löchern lochte ich auf neunundzwanzig Grüns mit einem einzigen Putt ein, erzielte zwanzig Birdies, und in vier 9er-Runden lag mein Score nie über 33. Die Zeit schien stillzustehen.

Einmal, als ich wie in Trance vier Löcher in Folge mit Birdie spielte, fing mein Herz plötzlich so wild zu klopfen an, dass ich mich an einen Baum lehnen und ein paarmal ruhig durchatmen musste.

Ich befürchtete schon, umzukippen und an Ort und Stelle ins Gras zu beißen, sozusagen niedergestreckt im buchstäblich besten Alter. Und ich bin mir nicht sicher, was mich daran mehr geärgert hätte – zu sterben oder zu sterben, bevor ich Gelegenheit gehabt hatte, jemandem von diesen Scores zu erzählen.

Doch schließlich wurde ich abrupt aus meinen Träumereien gerissen.

Als ich gerade zum dritten Mal an diesem Tag auf dem 16. Grün stand, schweifte mein Blick zufällig über die Nadelbäume am Rand des Fairway hinweg. Und dort, gleich über der Baumlinie, schwebte, mit einer Schnur an einem Haus befestigt, ein gasgefüllter Luftballon mit einem Weihnachtsmann darauf.

Panisch angelte ich in meiner Tasche nach der Uhr. Wie sich herausstellte, war die Zeit eben doch nicht stehen geblieben. Die Uhr hatte inzwischen munter vor sich hingetickt.

Während ich noch wie angewurzelt mitten auf dem Golfplatz stand, stramme fünfzehn Gehminuten von meinem Jeep entfernt, weitere fünfzehn im Auto von zu Hause weg – bei rücksichtslosem Fahrstil –, war ich bereits *zwei Stunden und zwanzig Minuten zu spät für das Weihnachtsessen mit meiner Familie*. Mit Schwung warf ich mir meine Tasche über die Schulter und fegte quer über den Platz davon wie ein Camper im Yellowstone Park, dem ein Bär auf der Suche nach *seinem* Weihnachtsessen auf den Fersen ist.

Oder wie ein Mann, der gerade ein Gespenst gesehen hat.
Das Gespenst des verpassten Weihnachtsfests.

KAPITEL 4



Jeder, der noch etwas Verstand besitzt, würde es sich bei meiner Familie zweimal überlegen, das Weihnachtsessen zu verpassen oder irgend ein anderes Mahl oder einen familiären Anlass. Aber das ist wahrscheinlich in allen Familien so.

Sarah, meine Frau, ist großmütig, lustig, geradezu beängstigend vielseitig und immer wieder aufs Neue in der Lage, mich in Staunen zu versetzen. Seit dreißig Jahren bin ich nun schon hoffnungslos in sie verliebt. Sie ist Ärztin, die gefragteste Geburtshelferin von Winnetka und seit acht Jahren Dozentin an der medizinischen Fakultät der Universität von Chicago. Sie hat immer mehr verdient als ich in meinem Job als mittelmäßiger Werbetexter bei Leo Burnett, doch das schien, zumindest bis vor kurzem, keinen von uns beiden zu stören.

Unsere Kinder sind, um es mit einem von Noahs momentanen Lieblingsausdrücken zu sagen, »der Hammer«. Das ist übrigens etwas Gutes. Darüber hinaus sind sie auch noch einfühlsam, liebevoll, hochintelligent und einfach toll. Sie schlagen ganz nach Sarah.

Elizabeth, die ein Jahr nach unserer Hochzeit zur Welt kam, ist eigentlich noch immer ein Kind für mich. Dass sie tatsäch-

lich bereits siebenundzwanzig ist, will mir nach wie vor nur schwer in den Kopf. Es passt einfach nicht zu dem unauslöschlichen Bild von damals, als ich sie zum ersten Mal in den Armen hielt, Augenblicke nach ihrer Geburt. Aber das trifft natürlich nicht minder für ihr erstes Rendezvous, ihr zweites, ihr drittes, ihren Highschool-Abschluss und ihr Universitäts-examen zu. Inzwischen ist sie selbst Ärztin und absolviert in Yale gerade ihr zweites Praktikumsjahr in der Radiologie.

Simon ist in seinem vorletzten Jahr an der Highschool und wahrscheinlich der allerbeste Freund, den ich habe – wobei wir allerdings unsere Beziehung in letzter Zeit etwas auf die Probe gestellt haben. Der Junge ist so erfrischend lebendig und offen. Man muss ihn einfach gern haben. Fürs Golfspielen konnte er sich zwar nie begeistern, aber er ist dennoch die einzige weitere Sportskanone in der Familie. Er zählt zu den besten Highschool-Fußballspielern unseres Bundesstaates und hat für nächsten Herbst eine Einladung ins Team der Junioren-Nationalmannschaft.

Und dann wäre da noch Noah, unser großer Philosoph, der sich ganz unerwartet vor vier Jahren anmeldete und mit seiner geradezu absurd anmutenden verbalen Frühreife allseits für fassungsloses Staunen sorgt. Statistisch gesehen ist er wahrscheinlich ein Genie, aber was mich wirklich fertig macht, ist seine uneingeschränkte Loyalität gegenüber seinem älteren Bruder.

Eines Abends im letzten Herbst, wir saßen gerade beim Essen, kam Simon mit drei goldenen Ohrringen im rechten Ohr-

läppchen nach Hause. Seine Mutter und ich reagierten nicht gerade begeistert auf diesen neuen »Look«.

Nach etwa fünf Minuten stand Noah plötzlich auf und verkündete: »Wenn ihr zwei jetzt nicht endlich aufhört, esse ich auf meinem Zimmer weiter.« Dann schaute er uns an, zuckte mit den Schultern und fügte hinzu: »Und außerdem, was soll die ganze Aufregung? Er ist eben ein Teenager.« Das ist jetzt nicht erfunden. Noah ist vier Jahre alt.

Simon empfindet natürlich dasselbe für Noah. Genau genommen sind wir alle ziemlich vernarrt ineinander, vielleicht mit einer Ausnahme in letzter Zeit, nämlich Sarah in mich. Weshalb ihre Zuneigung zu mir nachgelassen hat? Ich weiß es nicht genau. Sie hält es für sinnlos, überhaupt noch mit mir darüber zu sprechen.

Wenn ich es jetzt noch nicht kapiert habe, sagt sie, dann werde ich es nie kapieren.

Immerhin ist mir klar, dass ich irgendwie einen Durchhänger habe und immer tiefer in meinem eigenen Sumpf versinke und dass Sarah die Sisypusarbeit – denn als eine solche muss es ihr zweifelsohne vorkommen –, mich wieder herauszuziehen, endgültig leid ist. Oder wie sie es einmal ausdrückte: »Ich habe schon drei Kinder. Ich will nicht auch noch mit einem verheiratet sein.« Tatsache ist, dass sie ihre Sache großartig macht, während ich, fürchte ich, eigentlich überhaupt nicht viel mache, außer ihr aufs Gemüt zu schlagen. Und dann behauptet sie auch noch, dass ich ihren Freunden gegenüber zynisch bin, und wahrscheinlich hat sie damit nicht einmal Unrecht.

Andererseits habe ich sie wahrscheinlich sowieso nie wirklich verdient, und es hat einfach nur achtundzwanzig Jahre gedauert, bis sie es selbst herausfand.

Jedenfalls, was ich mir soeben am Weihnachtsabend erlaubt hatte, war wohl kaum dazu angetan, die Situation zu entspannen.

KAPITEL 5



Als ich endlich die Küche betrat, waren sogar fünf zornige Augenpaare auf mich gerichtet. Ich glaube, ich habe Boris noch nicht erwähnt, unseren schwarzbraunen Welsh-Terrier, der bei dem kollektiven Finster-Dreinsblicken ebenfalls mitmachte und, glaube ich, gar noch ein Knurren hören ließ. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich diesem Mob gegenüber sah. Ich hatte sie schon öfter hängen lassen, derart oft, dass Simon mich inzwischen vieldeutig Travis McKinley »den Letzten« nannte.

»Fröhliche Weihnachten«, bemerkte Sarah, und zwar mit genau so viel Wärme und weihnachtlicher Stimmung, wie ich es verdiente.

»Ich weiß, es gibt keine Entschuldigung dafür«, platzte ich sofort heraus. »Es tut mir Leid. Ich schwöre, dass ich es selbst nicht glauben konnte, als ich auf die Uhr sah.«

»Halb so schlimm, Alter«, erwiderte Elizabeth, die am Vorabend mit dem Flugzeug von New Haven gekommen war. »Du hast doch bloß das Weihnachtsessen verpasst.«

»Sei nicht so hart zu ihm, Liz«, schaltete sich Simon ein, und in seiner Stimme schwang jene Mischung aus gekränktem Stolz und Sarkasmus, wie sie nur ein Siebzehnjähriger zustande

bringt. »Er hat gerade wieder seine depressive Phase, du weißt schon, die, in der er seit Armstrongs Mondlandung steckt.«

Heute ist mir klar, dass Simon meine lange Krise mindestens genauso wehgetan haben muss wie mir selbst, gerade weil wir beide uns so sehr miteinander identifizieren. Wenn ich mein Leben ein wenig früher auf die Reihe bekommen hätte, dann hätte er vielleicht jetzt nicht diese drei Löcher in seinem Ohr-läppchen. Vielleicht wäre er dann auch nicht letzten Herbst zwei Tage von der Schule ausgeschlossen worden, weil er sich mit irgendeinem Schläger aus dem Fußballteam eine Rauferei auf dem Gang geliefert hatte. Aber Simon wird das alles hinbekommen, das weiß ich ganz sicher.

»Mach dir nichts draus«, tröstete Noah, der es nicht mitansehen kann, wenn jemand am Boden ist, »in genau dreihundertfunfundsechzig Tagen gibt's wieder ein Weihnachtsessen.«

»Oh, da wäre ich nicht so sicher«, merkte Sarah an. »Zumindest keins, zu dem du eingeladen bist.«

Ich stand da, mein Gesicht verklebt von Schweiß, Dreck und getrocknetem Blut, ein Zweig hatte mir das Kinn zerkratzt, als ich durch den Wald zum Auto gerannt war. Hilflos starrte ich Sarah an, die ein schlichtes, schwarzes Kleid trug und ihr Haar nach hinten gebunden hatte. Sie schüttelte immer noch den Kopf, und der Ausdruck von Abscheu auf ihrem Gesicht war kaum noch zu überbieten.

»Ich weiß, das glaubt ihr mir jetzt nicht, und es interessiert euch wahrscheinlich auch nicht«, sagte ich, »aber ich hatte da draußen gerade so eine Art religiöses Erlebnis.«

»Was? Du hast endlich mal ein paar Putts versenkt?«, schnaubte Elizabeth, erntete damit schallendes Gelächter und einen besonders erheiterten, anerkennenden Blick von ihrer Mutter.

Wann werde ich endlich lernen, mein idiotisches Mundwerk zu halten?, fragte ich mich verzweifelt. Die einzig erfreuliche Nachricht war, dass ich es dank meines Spurts durch den Wald gerade noch rechtzeitig nach Hause geschafft hatte, um den Abwasch zu machen. Noah, die gute Seele, blieb bei mir in der Küche und half mir abtrocknen. Die Arbeit und seine Gesellschaft lenkten mich dann wenigstens zeitweise von der lähmenden Vorstellung ab, dass ich am Ende womöglich doch einmal zu oft Mist bauen und meinen Platz in dieser Familie endgültig verlieren könnte. Oder vielleicht war das ja schon passiert.

KAPITEL 6



In dieser Nacht fegte der erste richtige Schneesturm dieses Winters über den Mittleren Westen hinweg. Er legte Chicago vollkommen lahm.

Obwohl mir die geschlossenen Büros und die zeitweilige Unterbrechung des ständigen Stroms von Werbung und Rechnungen in unserem Briefkasten ganz recht war, fieberte ich doch nur dem Moment entgegen, wieder auf den Golfplatz zu gehen, um herauszufinden, ob ich die Puttlinie immer noch sehen konnte. Waren meine Fortschritte von Dauer oder lediglich ein kurzes Aufglimmen im Universum gewesen, ein eintägiges Weihnachtsgeschenk vom lieben Gott?

Erst nach fünf Tagen war der Schnee so weit geschmolzen, dass ich mit meinen Golfpartnern Ron Claiborne, Joe Barreiro und Charles Hall nach Medinah hinausfahren konnte, einem der besten Golfplätze des Landes, wo Rons Schwiegervater Mitglied war.

Medinah ist ein langer, schmaler, tückischer Golfkurs, ein echter Prüfstein für jeden Golfer. Als dort 1990 die US Open ausgetragen wurden, erzielte Hale Irwin mit 67 das beste Ergebnis der ganzen Woche.

Und genau das war auch mein Score. Mit all den Bonuspunkten, die ich für Greenies, Birdies, Sandies, Pressen und doppeltes Pressen kassierte, waren meine Einnahmen mehr als ausreichend, um anschließend im »Men's Grill« Drinks und Lunch auszugeben.

An diesem Nachmittag hatten wir praktisch das ganze Restaurant für uns. Als wir so fachsimpelnd in einer Ecke des geräumigen, holzvertäfelten Gastraums saßen, im Saft unserer besten Jahre, griff ich nach einem Löffel und klopfte damit gegen Rons halb leeres Amstel-Light.

»Gentlemen, wie gut, dass ihr alle schon sitzt, ich habe euch nämlich eine ziemlich schockierende Mitteilung zu machen«, verkündete ich.

»Du lässt dich sterilisieren«, mutmaßte Ron. »Meinen Glückwunsch.«

»Als ob er das noch nötig hätte«, fiel Joe dazu ein.

»Ich mache bei der Qualifikation für die Senior Tour der Golfprofis mit«, unterbrach ich die allgemeine Erheiterung. »Q-School. Heute in vierzehn Tagen geht's los, in Tallahassee.«

Die Stille war ohrenbetäubend. Seit nunmehr fünfundzwanzig Jahren spielte ich mit diesen Kerlen schon Golf, sie waren allesamt top Amateure aus der Gegend, hatten früher in College-Teams gespielt, und ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich bis zu der plötzlichen, schlagartigen Verbesserung meines Puttings der Beste von uns war.

»Es braucht schon etwas mehr als eine 67, um jede Woche gegen Lee Trevino und Jimmy Colbert anzutreten«, meinte Ron

schließlich. »Du hast anscheinend dein letztes bisschen Verstand verloren, um es höflich auszudrücken.« Er klang beinahe wütend.

»Vielen Dank für die moralische Unterstützung«, entgegnete ich. »Wirklich, ich bin gerührt. Ich bin gerade bei sechs Neunen in Folge unter Par geblieben, und mit meinem Putting ist irgendwas Verrücktes passiert.«

»Ohne Scheiß«, räumte Joe ein.

»Aber das ist nicht entscheidend«, fuhr ich fort. »Es geht darum, dass ich es machen will, und ich will wenigstens einmal, bevor es endgültig zu spät ist, wissen, was es heißt, genau das zu tun, was man will, oder es zumindest zu versuchen.«

»Du hast doch schon den angenehmsten Job der westlichen Hemisphäre«, wandte Joe ein. »Lässt die Superlative in MacDonald's-Jingles rotieren, ich meine, überleg doch mal, wie viele Sachen fallen dir spontan ein, die sich auf ›Chicken McNugget‹ reimen?«

»Mich kotzt das alles an«, stieß ich mit einer Heftigkeit hervor, die mich selbst überraschte. »Und es hat mich jeden einzelnen Tag der letzten dreiundzwanzig Jahre angekotzt.«

»Tja, wie doch die Zeit verfliegt, wenn man sich prächtig amüsiert«, bemerkte Charlie.

»Hör zu«, sagte Joe und legte mir dabei die Hand auf die Schulter, »wenn du wirklich Schwierigkeiten in der Agentur hast, dann ruf doch Stan Isaacs bei der ›Tribune‹ an. Der engagiert dich vom Fleck weg.«

Ich stöhnte laut auf. »Ja, ich habe Schwierigkeiten in der Agentur. Es kursiert das Gerücht, dass sie zwanzig Prozent unserer Abteilung feuern wollen. Sie warten damit nur noch bis nach Weihnachten. Aber darum geht's doch verdammt noch mal überhaupt nicht.«

»Leute, wir kapieren es einfach nicht«, stellte Charlie fest.

»Ich habe es satt, ständig für etwas zu buckeln, das ich eigentlich sowieso nie machen wollte. Neulich ging ich an Simons Zimmer vorbei, als er gerade irgendeine CD hörte, und da drang dieses wütende Grunge-Zeug durch die Tür. Also, vielleicht ist es ja mein Schicksal, dass ich nie richtig erwachsen werde, aber ich verstand jedenfalls ganz genau, was diese ›Teenage Mutant Slackers‹ da meinten. Ich kenne das Leben, vor dem sie alle Angst haben – ich lebe es!«

»Turtles‹, nicht ›Slackers‹, ›Ninja Turtles‹«, sagte Joe, »und übrigens, Travis, was sagt denn die reizende und talentierte Sarah zu deinen plötzlichen sportlichen Ambitionen?«

»Nun, ich habe ihr noch nichts davon erzählt«, erwiderte ich. Vertrauensselig sollte ich wohl hinzufügen.

Mit einem Mal brachen drei Herren reiferen Alters in so schallendes Gelächter aus, dass ihnen schon bald die Tränen über die grau melierten Backenbärte liefen.

Nicht ein einziges Wort von ihnen – nur Gelächter. Elende Zweifler, allesamt!

KAPITEL 7



Der einzige Grund, weshalb Sarah und ich an Silvester zusammen ausgingen, war, dass wir uns umständliche und peinliche Erklärungen gegenüber den Kindern ersparen wollten. Vor allem Elizabeth schien zu spüren, dass etwas nicht stimmte: Sie hatte darauf bestanden, auf Noah aufzupassen, und uns praktisch zur Tür hinausgeschoben.

»Ich komme mir vor, als wäre ich gerade verkuppelt worden«, sagte ich, während wir rückwärts aus der Einfahrt fuhren. Ich versuchte, unbefangen zu klingen.

»Und zwar von unseren Kindern, anstatt von unseren Eltern«, fügte Sarah hinzu. Auch sie versuchte, locker zu sein.

Winnetka verfügt über ein erstaunlich gutes französisches Restaurant, »La Provence«, ein eleganter Raum im obersten Stockwerk des höchsten Bürogebäudes der Stadt, und dort wollten Sarah und ich, die wir inzwischen unserem vierten gemeinsamen Jahrzehnt entgegentaumelten, das neue Jahr einläuten. Auf dem Programm stand an diesem Abend ein junger Oldies-Sänger aus New Orleans begleitet von einem Sextett, und natürlich Tanz. Die Nacht war so kalt und klar,

dass wir von unserem Tisch in der Ecke aus die Lichter auf der kanadischen Seite des Lake Michigan sehen konnten.

Ich hatte mir vorgenommen, unser Zusammensein dahingehend zu nutzen, Sarah von der Qualifying-School – der Q-School, wie die Qualifikation für die Senior Tour genannt wurde – zu erzählen und dass ich hoffte, an der Tour teilnehmen zu können. Stattdessen war ich jedoch schon ausreichend damit beschäftigt, das peinliche Schweigen zwischen uns zu überbrücken. Zweifelsohne hatte ich ihr schrecklich wichtige Dinge mitzuteilen. Doch als ich sie nun mir gegenüber sitzen sah, so hinreißend und dabei so fern, erschien mir dieses Gespräch auf einmal beinahe belanglos.

So, wie ich meine Probleme mit Sarah beschreibe, muss ich fast befürchten, dass Sie einen falschen Eindruck bekommen, dass Sie womöglich glauben, ich wäre irgendwie abgestumpft, hätte mich daran gewöhnt, aber das entspricht überhaupt nicht meinen Empfindungen. Es war eher so, als ob mir ständig das Herz gebrochen würde, immer wieder auf eine etwas andere Weise, jeden Tag seit zwei Jahren. Oder vielleicht sogar schon länger.

Ein Teil des Problems ist – und das gebe ich nur ungern zu –, dass ich mich mehr und mehr wie »Dr. McKinleys Gatte« fühle. Seit ich Sarah kenne, bin ich stolz auf ihre zupackende, kompetente Art, ehrlich. Und sie selbst ging ja auch nicht davon aus, einen zukünftigen Industrieboss zu heiraten. Dennoch kann man nicht leugnen, dass unsere Karrieren in entgegengesetzter Richtung verlaufen sind, und obgleich ich ihr regel-

mäßig versichere, dass mir das nichts ausmacht, ist es doch so. Mein Gefühl von Unzulänglichkeit hat sich sogar bis in unser Schlafzimmer eingeschlichen, falls Sie wissen, was ich meine, und dort schwebt es nun über unserem Bett wie einer dieser Zerrspiegel in der Geisterbahn.

Wie dem auch sei, ich will das wieder in Ordnung bringen und nicht herumjammern. Ich weiß nur nicht wie. Wenn sich erst einmal ein Partner in einer Beziehung minderwertig fühlt, dann wird es schwierig. Denn wie soll man mit dem anderen darüber sprechen, ohne sich gleich noch viel unsicherer und bemitleidenswerter vorzukommen? Das ist zum Verrücktwerden. Kann ich jetzt vielleicht damit aufhören?

»Warum starrst du mich die ganze Zeit an?«, fragte Sarah schließlich.

»Weil du wunderschön aussiehst«, erwiderte ich. Sarah trug ein dunkelgrünes Samtkleid und goldene Ohrringe und sah in der Tat höchst attraktiv aus – aber was ich eigentlich gesucht hatte, war eine wenn auch noch so leise Spur von Zuneigung in ihren Augen. Ich musste mit ihr sprechen. Ich hatte ihr etwas Wichtiges mitzuteilen – ihr, Sarah, niemandem sonst. Aber ich wollte nicht mit jemandem darüber sprechen, der mich ansah wie einen Fremden.

Jahrelang war ich mir ihrer Liebe sicher gewesen. Zeitweise war es sogar das Einzige, dessen ich mir sicher war. *Auch wenn alles andere schief geht, Sarah wird mich immer lieben.* Inzwischen war dies so ungewiss wie alles andere.

Trotzdem trugen Essen und Trinken allmählich zu unserer Entspannung bei. Und fast gegen unseren Willen fingen wir an, unser Zusammensein zu genießen.

Dabei fiel mir wieder auf, wie sehr ich es vermisste, mich einfach nur mit Sarah zu unterhalten, wie sehr ich mich immer gefreut hatte, wenn sie tagsüber anrief. Da Männer ja offensichtlich nie erwachsen werden, zumindest nicht in Gesellschaft ihresgleichen, hatte ich mit Sarah in vieler Hinsicht meine einzige »erwachsene« Beziehung, und die fehlte mir schrecklich.

Nach dem Essen legte die Band mit den großen Hits von Cole Porter los, und so sehr sich der junge Möchtegern-Sinatra auch bemühte, die Songs zu massakrieren, sie waren einfach zu schön, als dass es ihm gelungen wäre.

»Wo wir schon mal hier sind, könnten wir ja auch tanzen«, schlug Sarah vor. Vielleicht meinte sie es gar nicht spitz, aber es klang so.

»Und obendrein ist es auch noch was Langsames«, fügte ich in scherzhaft lüsterndem Ton hinzu, der bei weitem nicht so sarkastisch gemeint war, wie er sich anhörte.

Die Band spielte »I Love Paris«, und zum ersten Mal seit Monaten – zumindest schien es mir so, und wahrscheinlich stimmte das auch – hielt ich Sarah im Arm, und wenn ich wohl nicht behaupten kann, dass ich das Gefühl hatte, sie sei mein, so fühlte es sich doch immerhin großartig an.

Ich blickte auf ihre Hand hinunter und dachte an den ersten Tag unserer Flitterwochen in Kalifornien – als die Brandung ihr

den Verlobungsring vom Finger gespült hatte. Der Ring war weg, aber Sarah bestand darauf, ihn nicht zu ersetzen. »Bei jedem anderen Ring hätte ich das Gefühl, dass wir noch mal neu anfangen«, erklärte sie, »und das tun wir nicht.« Das war genau die exzentrische Sturheit, die ich an Sarah so liebte. Aber vielleicht war es darüber hinaus auch ein Omen.

Und möglicherweise war es ein weiteres Omen, dass mitten in unserem zweiten Tanz Sarahs Piepser losging. Bei einer ihrer Patientinnen hatten die Wehen eingesetzt. Sie sollte das junge Paar in fünfundzwanzig Minuten am Eingang zum Krankenhaus treffen.

»Springt denn niemand für dich ein heute Nacht?«, fragte ich und hoffte, nicht gar zu niedergeschlagen zu klingen. Ich hatte ihr noch immer nicht von der Q-School erzählt. Ich musste es ihr doch erzählen. Wenn irgendjemand Verständnis dafür hätte, dann Sarah. Ich meine, hatten wir uns denn nicht damals ineinander verliebt, weil wir das Gefühl hatten, unsere Träume miteinander teilen zu können?

»Nein, heute bin ich dran«, erwiderte Sarah. Offensichtlich hatte sie freiwillig den Feiertagsdienst übernommen. Das war's dann also. Die Party war vorbei.

»Nun, du siehst jedenfalls hinreißend aus«, brachte ich mit meinem tapfersten, törichtesten Lächeln hervor. »Irgend so ein kleiner Scheißer wird einen bezaubernden Einstand feiern.«

Sarah setzte mich auf dem Weg ins Krankenhaus zu Hause ab.

»Frohes neues Jahr, Travis. Tut mir Leid«, brachte sie noch heraus.

»Ja-ah, mir auch«, sagte ich. »Frohes neues Jahr. Grüß den neuen Erdenbürger von mir.«

Ich holte mir eine Flasche Wild Turkey aus dem Schrank und hörte mir Sinatra an, der die Scheißsongs wenigstens richtig sang.

Dann schlief ich auf der Couch ein und träumte von einer Frau, die ein dunkelgrünes Kleid und goldene Ohrringe trug, und mit der zu sprechen ich mir so sehnlichst wünschte, wie Worte es nicht beschreiben können.

KAPITEL 8



Als der chromglänzende Aufzug ins achtundzwanzigste Stockwerk des monolithischen Chicagoer Werbehochhauses Leo Burnett 6c Company emporschwebte, konnte ich mich eines angenehm prickelnden Gefühls, etwa so wie am ersten Schultag, nicht erwehren.

Wunder waren auf der achtundzwanzigsten Etage nicht zu erwarten, aber wem hätte ich auch noch etwas vormachen wollen? Meine Karriere befand sich längst in einem Stadium, in dem Wunder nichts mehr halfen.

Ich schätze, Leo Burnetts Firma gebührt zumindest Anerkennung dafür, dass sie sich so hartnäckig bemüht, freundlich und heimelig zu wirken. Da sind die Obstkörbe mit leuchtend roten Äpfeln in allen Empfangsbereichen. Das Buchgeschenk zu Weihnachten mit einem Thema, für das man sich womöglich sogar vage interessiert. Die vom Vorsitzenden unterschriebene Glückwunschkarte zum Geburtstag. Aber, um ehrlich zu sein, dieses ganze Wir-sind-eine-große-Familie-Getue hat bei mir immer schon Gruseln hervorgerufen, vergleichbar mit einem gut sitzenden Haarimplantat, das eigentlich noch schmieriger wirkt als ein schlechtes Toupet.

Trotz aller Annehmlichkeiten war Werbung für mich nie mehr als ein Job gewesen. Oder ein schrecklicher Irrtum. Ein Fehler, den ich irgendwie nie wieder ausbügeln konnte.

Das Hinterhältige an der Werbebranche ist: Die Arbeit erfordert so wenig Produktivität, dass man für jede andere Art von Job unbrauchbar wird. Mit einer einzigen, richtig guten Idee im Jahr wird man schon zu einem wertvollen Bestandteil der Firma. Eine im Monat, und man geht auf Wolken. In welchem anderen Job, mit Ausnahme vielleicht von Politik und Drehbuchschreiben, kann man es sich schon leisten, fünf Jahre lang tagtäglich zur Arbeit zu gehen und dabei praktisch fast nichts vorzuweisen – und bekommt dennoch immer seinen Gehaltsscheck? Natürlich steckt genau darin die Tücke. Denn wenn deine Zeit abgelaufen ist, dann können sogar die Superstars der Werbebranche nicht mehr als runde vier Minuten zu ihrer Verteidigung vorbringen. Man nennt das ein »Reel«, einen Zusammenschnitt der Werbespots einer Karriere, und meiner ist vergilbt, verstaubt, womöglich gar verschimmelt.

Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass ich hier zumindest ein paar gute Freunde gefunden habe, und der beste von allen ist der Kerl, der mir bei meiner Rückkehr gleich als Erster über den Weg läuft, Richard Bellistrano, der in den vergangenen zehn Jahren im Käfig neben mir an den Gitterstäben rüttelte.

Richard ist nicht nur der lustigste Mensch, den ich kenne, sondern besitzt darüber hinaus auch noch die außerordentliche Güte, mich immer mit der überwältigend großzügigen Versicherung zu begrüßen, dass, wie schlecht es mir auch gehen

mag, es ihm noch um ein Vielfaches schlechter gehe. Dazu muss man jedoch sagen, dass Richard Niedergeschlagenheit und Selbstzerfleischung wie die Luft zum Atmen braucht. Sie sind seine älteste, unverwüstlichste Lachnummer. Sich Richard als einen fröhlichen Menschen vorzustellen, ist, als ob man sich eine Welt vorstellt, in der Gerechtigkeit und Verdienst regieren. Es ist völlig undenkbar. Und obwohl er, seit ich ihn kenne, jeden Tag davon redet, zu kündigen, glaube ich nicht, dass er jemals auch nur eine Nanosekunde lang ernsthaft daran gedacht hat. Wo sonst, wenn nicht in diesen unheiligen Hallen, könnte er sich wohl derart abgewrackt und angeschissen vorkommen?

»Guten Morgen, Richard.«

»Leg dich bloß nicht mir an«, entgegnete er. »Ich hab' eine Kotzlaune.«

»Wie waren die Ferien?«, frage ich.

»Hast du ›Nightmare on Elm Street, Teil IV‹, gesehen?«

Ich verbrachte den Morgen damit, an einer Werbeanzeige für wieder mal ein neues, wohlschmeckendes, dabei aber gesundes Kellogs-Müsli herumzubasteln – »Das kaut einen um« war vermutlich noch mein bester Versuch – und ging dann mittagessen.

Als ich zurückkam, saß unser »Pferdeschwänzchen«, Wunderknabe Mike Kidd, seines Zeichens Kreativ-Direktor der Firma, auf meiner Couch. Das sah gar nicht gut aus. Wäre der Sensenmann höchstpersönlich zu Besuch gekommen, es hätte kaum schlimmer sein können. Der Hühncheneintopf vom

Mittagessen hob sich um ein paar Zentimeter in meinem Magen.

Kidd wippte unbewusst mit seinen zierlichen, Gucci-beschuhten Füßen auf meinem Teppich herum; ob dies jedoch ein Ausdruck von Nervosität oder eher von Aufgedrehtheit war, ließ sich nicht beurteilen. Jedenfalls kam er gleich zur Sache. Das ist seine Art, seine Stärke sozusagen.

»Travis, ich fürchte, wir müssen Sie gehen lassen«, sagte er.

Wie jeder anderen Katastrophe, ob natürlichem oder sonstigem Ursprungs, haftet einer Kündigung etwas Unwirkliches an. Das unvermittelte Hereinbrechen. Die vernichtenden Folgen. Die Endgültigkeit.

Obwohl das hier mir passierte – MIR! –, kam ich mir vor wie ein verdutzter Zuschauer, sonst nichts. Ich konnte ja doch nur zusehen, zuhören und abwarten, bis alles vorbei war.

Wie gerne würde ich Ihnen jetzt versichern, dass ich froh darüber war. Schließlich zählte der Hass auf meine Arbeit zu den wenigen Dingen in meinem Leben, die mich mit echter Leidenschaft zu erfüllen vermochten. Wenn ich doch nur wenigstens ein bisschen Dankbarkeit dafür hätte empfinden können, dass ich soeben den dringend benötigten Tritt in den Hintern bekam. Aber in Wirklichkeit hatte ich maßlosen Schiss.

Plötzlich jagten all die Ängste durch meinen Kopf, die mich so lange daran gehindert hatten, auszusteigen. Schon mit zwei Einkommen hatten wir nicht genug angespart. Was aber sollten wir jetzt anfangen? Wenn Noah erst groß war und aufs College wollte, waren die Studiengebühren höchstwahrscheinlich

scheinlich auf 100 000 Dollar pro Jahr gestiegen. Ich hörte kaum, was Kidd da vor sich hin murmelte, irgendetwas von großzügiger Abfindung und dem tollen Vermittlungsservice namens »Outplacement«, den ich jetzt in Anspruch nehmen konnte.

Was mich vor Wut kochen ließ, war die Tatsache, dass dieser zu kurz geratene Mistkerl die Situation unverhohlen genoss. Kidd kostete seine Machtdemonstration offenbar weidlich aus. Vielleicht kam er sich dadurch schlauer vor. Attraktiver. Ein paar Zentimeter größer.

Ich hatte jetzt schon so lange geschwiegen, dass es sogar Kidd allmählich unbehaglich zu werden schien auf der Couch. Vielleicht war ihm irgendetwas an meinem Gesichtsausdruck aufgefallen. Nicht, dass ich ihm eine reinhauen würde, oder so. Sogar ich musste einräumen, dass das Ganze hier nicht Mike Kidds Schuld war.

»Wie lange haben Sie denn nun hier gearbeitet?«, fragte er schließlich.

»Dreiundzwanzig Jahre«, antwortete ich. *Kaum zu glauben, dass diese Worte eben aus meinem Mund kamen.*

»Wow. Da hätten Sie es ja inzwischen fast zum Vorsitzenden bringen müssen. Also, ich meine nur...«

»Ist schon okay. Schon in Ordnung, Mike.«

»Sie müssen jung angefangen haben. Sie können nicht älter als zwei-, dreiundvierzig sein.«

»Wenn Sie es genau wissen wollen, ich bin fünfzig.«

Er erhob sich von der Couch. »Die Personalabteilung wird Ihnen mit allen Details behilflich sein, Travis.« Er schüttelte mir die Hand und ging.

Ich war raus aus dem Werbegeschäft.

Ich war frei. Ich konnte machen, was ich wollte.

Ich griff meine Jacke und ging schnurstracks nach draußen, ohne an irgendjemanden ein Wort zu verschwenden oder in der Personalabteilung Halt zu machen. Ich schaffte es gerade noch auf die Straße, bevor ich mich vornüberbeugen musste und sich ein Schwall Hühncheneintopf auf die glänzenden, schwarzen Steinplatten unter dem »Leo Burnett & Company«-Schild ergoss.

Ach, der süße Geschmack der Freiheit!

KAPITEL 9



Wie sagt man so schön? – Pass bloß auf, was du dir wünschst, womöglich bekommst du es!

Ohne nachzudenken, wo ich eigentlich hinwollte, ging ich die Clark Street Richtung Norden hinauf, und allmählich ließ meine Untergangsstimmung nach. Nicht dass ich wüsste weshalb, außer vielleicht, weil es einem, nachdem man sich übergeben hat, immer irgendwie besser geht.

Ich hatte doch einen Plan. Hatte ich nicht einen Plan? Auf jeden Fall brauchte ich jetzt einen.

Mir fiel wieder auf, wie gerne ich diese riesige, offene Stadt mitten in Amerika mag. Sie ist nicht im Mindesten »hip«, sie hat nichts Großspuriges. Ein Ort mit langen, kalten Wintern und prachtvollen Sommern, an dem sich die Menschen abrakern, um etwas zu schaffen, und während ich an stocknüchternen Kneipen, Pizza Parlours, Coffee Shops und Buchläden vorbeistolperte, ein paar Wochen jenseits der Fünfzig, irgendwo in der Mitte meines Lebens angelangt, spürte ich genau, dass auch ich noch jede Menge Kraft in mir hatte, um etwas zu erreichen.

Mike Kidd hatte mich auf zweiundvierzig geschätzt. Himmel noch mal, ich konnte ja selbst kaum glauben, dass ich schon fünfzig war. Ich fühlte mich eher wie siebenunddreißig, oder achtundzwanzig, oder vierzehn.

Aber egal, wie alt ich wirkte oder mich fühlte – es ließ sich nicht leugnen, dass die Zeit allmählich kostbar wurde. Die Uhr tickte. Und wenn ich in diesem letzten Drittel meines Lebens, oder was auch immer es war, noch irgendetwas Bedeutsames vollbringen wollte, dann war es höchste Zeit, damit anzufangen.

Und zwar gleich.

Ohne noch lange zu überlegen, ging ich zu einer Bank. Ich überwies dreitausend Dollar von meinem Sparkonto auf mein Girokonto.

Ich kaufte Briefumschläge und Briefmarken und schickte einen Dreitausend-Dollar-Scheck – die Teilnahmegebühr für die Senior Qualifying School – an das Büro der Pro Golf Association in Ponte Vedra Beach, Florida. Genau das soll man doch nach einer Kündigung machen, oder nicht? Noch in der nächsten Stunde dreitausend Dollar ausgeben, damit das Blut wieder zirkuliert.

Dann ging ich in ein griechisches Cafe und schrieb einen langen, emotionalen Brief an Elizabeth. Sie war bereits wieder in New Haven. In dem Brief schilderte ich ihr, wie mein heutiger Tag bisher verlaufen war und wie meine Zukunftspläne aussahen, vor allem aber sagte ich ihr, wie lieb ich sie hatte. Ich muss dabei wohl vor Rührung ein wenig feuchte Augen be-

kommen haben, denn als ich aufstand und zahlte, sahen mich die Kellnerinnen mit komischen Blicken an.

Auch nachdem ich all diese Angelegenheiten erledigt hatte, war es erst mitten am Nachmittag. Ich nahm einen frühen Zug heim nach Winnetka. Ich holte Noah vom Kindergarten ab und ging mit ihm zusammen einkaufen.

Als Sarah und Simon schließlich zu Hause eintrafen, erwartete ich sie schon mit Linguine und Muschelsauce, Knoblauchbrot und einem riesigen Salat aus verschiedenen Gemüsesorten, der zufällig Sarahs Lieblingsrohkost war.

Die ganze Zeit über dachte ich: Ich muss mit Sarah sprechen. Ich muss unbedingt mit Sarah sprechen. Und die Tatsache, dass ich das noch immer nicht getan hatte, verlieh dem Essen eine surreale Note, die dem Letzten Abendmahl alle Ehre gemacht hätte.

»Wundert sich denn niemand«, fragte ich, sobald alle mit dem Essen angefangen hatten, »wie ich es geschafft habe, an meinem ersten Arbeitstag im neuen Jahr so früh heimzukommen, dass Noah und ich die Zeit fanden, dieses unglaublich schmackhafte, vor Knoblauch strotzende Mahl zuzubereiten?«

»Dad hat das meiste gemacht«, warf Noah ein, »ich hab' das geleistet, was er ›moralischen Beistand leisten‹ nennt.«

»Okay, Travis«, hakte Sarah nach, »wie kommt es, dass du so früh zu Hause bist?«

»Weil ich gefeuert wurde, Liebste«, sagte ich, und meine Stimme klang ein klein wenig brüchig dabei. »Magst du noch etwas Wein?«

»Liebend gerne, allerdings war mir bisher nicht klar, dass eine Kündigung ein Grund zum Feiern ist.«

Ich atmete tief durch. »Da hast du Recht. Die Kündigung war auch nur das Vorspiel. Diese bescheidene Feier gilt ja auch dem, was ich als Nächstes tun werde.«

»Und das wäre?«, fragte Simon.

Ich atmete tief durch. »Ich mache bei der Qualifying School für die Senior Tour der Golfprofis mit. Ich versuche, es bis zur Senior Tour zu schaffen. Ich glaube, ich habe einen ziemlich guten Schlag drauf.«

»Ich dachte, du bist fertig mit der Schule«, sagte Noah.

»Das ist eine Schule für Erwachsene«, erklärte ich geduldig.

»Eine etwas gewagte Behauptung«, bemerkte Sarah.

Ich blickte Sarah an, und sie schaute mit einem so durchdringenden Blick zurück, dass er sicherlich tödlich gewesen wäre, hätte da nicht doch noch der hauchdünne Ansatz eines Lächelns mitgeschwungen.

Ich hatte ihr am Silvesterabend von der Q-School erzählen wollen, doch die Tatsache, dass ich sie nicht einmal heute Nachmittag angerufen hatte, war ein untrügliches Zeichen dafür, wie schlimm es um unsere Beziehung bereits stand.

»Travis, ich hätte da nur eine Frage«, fuhr sie fort. »Wenn du, wie du sagst, mit dieser so genannten Qualifying-School durch bist, wohin soll ich dir dann deine Post schicken lassen?«

Noah meldete sich wieder zu Wort. »Dad, haben sie in der Arbeit gesagt, ›Sie sind gefeuert!‹, so wie im Fernsehen?«

»Die genauen Worte waren, wenn du es unbedingt wissen willst, ›Travis, ich fürchte, wir müssen Sie gehen lassen.«... Sarah, ich habe versucht, es dir zu erzählen.«

»Hast du gefragt, wohin sie dich gehen lassen?«, fragte Noah weiter.

»Nein, das ist nur so eine Formulierung. Man nennt es einen Euphemismus.«

»Einen Eusimismus«, probierte Noah.

Sarah stand vom Esstisch auf und ging aus dem Zimmer, während ich mich weiter mit den Jungen unterhielt und versuchte, ihre Fragen so gut ich konnte zu beantworten.

Ich erklärte Noah – Simon wusste darüber schon ziemlich gut Bescheid –, dass Q-School der Name eines riesigen, alljährlich stattfindenden Golfturniers war, eine Art Qualifikation, und dass am Ende die acht bestplatzierten Spieler ein Jahr lang bei der Senior Tour mitspielen durften, einer Serie von Profiturnieren, die fast im Wochenrhythmus auf Golfplätzen im ganzen Land ausgetragen wurden und für Spieler über fünfzig reserviert waren. Die meisten Plätze auf dieser Tour, erklärte ich, gehen automatisch an Spieler wie Jack Nicklaus, Arnold Palmer und Lee Trevino, Golfer, die schon auf der regulären Profi-Tour Stars waren; aber jedes Jahr waren da diese acht Plätze frei, die sich – theoretisch zumindest – jeder x-Beliebige schnappen konnte. Beide Jungs bekamen leuchtende Augen bei der Vorstellung, dass ihr Dad womöglich mit den Profis spielen würde, vor allem Simon. Es war, als ob sich das Unbehagen, das seit einiger Zeit zwischen uns stand, allmählich löste.

Sarah und ich hingegen hatten offensichtlich nichts mehr zu besprechen, und damit schien ja wohl alles gesagt zu sein.

Wie traurig. Das grassiert richtig zurzeit, nicht wahr?

KAPITEL 10



Am folgenden Nachmittag stand mein zweiundneunzigjähriger Großvater, Edwin Joseph McKinley, mitten auf dem 12. Fairway des Creekview Country Club.

Er ließ drei Titleists auf den gefrorenen Boden fallen.

Um gegen die Kälte gewappnet zu sein, trug er ein hochgeschlossenes rotes Flanellhemd, aus dem die losen Hautfalten an seinem Hals hervorragten, eine dicke Strickjacke und eine Cordhose, eine Wollmütze, Stiefel und eine braune Arbeitsjacke, eine von der Sorte, wie er sie auch schon getragen hatte, als er zusammen mit einem Freund das Haus meiner Eltern baute, das Haus, in dem ich vor einundfünfzig Jahren geboren worden war.

Knapp vierzig Meter entfernt stand eine große, kahle Eiche direkt zwischen uns und dem Grün.

»Also«, sagte Pop, wie ich ihn immer nannte, mit seiner rauhen, inzwischen ein wenig dünnen, aber nach wie vor energiegelichen Stimme, »es sind zweihundert Meter bis zum vorderen Grünrand. Zuerst schlägst du einen Slice um den Baum herum.«

Ich zog Eisen 2 heraus, nahm mit einem forschen Waggle die Ansprechposition ein, atmete einmal tief durch und schlug einen harten, flachen Slice, der den rechten Rand des Grüns erreichte.

»Das kommt hin«, sagte Pop. »Jetzt einen Hook.«

Mit dem gleichen Schläger und Grundschwung hookte ich den Ball nun um den Baum herum. Seit mich mein Großvater vor zweiundvierzig Jahren ins Golfen eingeführt hatte, war er mein einziger Lehrer. Er hat mir meinen Schwung und mein Spiel beigebracht und noch jede Menge anderer, mindestens genauso wertvoller Dinge. »So etwas wie einen geraden Ball gibt es überhaupt nicht«, lautete einer seiner Grundsätze. »Solange du den Ball nicht mit einem kontrollierten Spin schlägst, spielst du kein Golf.«

Während mein Verhältnis zu meinem Vater, der vor drei Jahren an einem Herzinfarkt starb, immer schwierig und unbefriedigend gewesen war, war das zu meinem Großvater seit jeher total unkompliziert. Ich bewunderte ihn, und ihm gefiel es, bewundert zu werden. Ich mochte einfach alles an ihm, und das ist noch immer so. Sein Lachen, seinen Geruch, wie sich seine Haut anfühlt, die Tatsache, dass er Tischler und Mechaniker war und nie seinen Highschool-Abschluss gemacht hat, und dass er sich gerne prügelte.

Mein Großvater, dem als Ältestem von elf Kindern auf der riesigen Familienfarm die Rolle des Bodyguards zukam, war der raubeinigste und zugleich sanfteste Mensch, den ich kenne. Zwar war er auf seine alten Tage ziemlich geschrumpft und

hatte erheblich an Gewicht verloren, gerade so, als ob sich sein Körper, geleitet von einem inneren Wissen, stromlinienförmig auf das Alter einstellen wollte, doch in der Blüte seiner Jahre war er fast einen Meter achtzig groß und mit seinen 105 Kilo der stärkste Kerl in ganz Winnetka gewesen.

Mein jüngster Sohn Noah hat ein Faible für Comic-Action-Helden, vor allem X-Men, wie Cyclops, Wolverine und Metalhead und wie die alle heißen, und als ich ein kleiner Junge war, stillte mein Großvater bei mir ein ganz ähnliches Bedürfnis. Ich könnte jede seiner – meist ohne Vorwarnung losbrechenden – Schlägereien in allen Einzelheiten beschreiben, die Etappen einer Boxerkarriere, die er mit elf Jahren begann und die bis in seine Vierziger hinein andauerte, aber eine ganz bezeichnende Geschichte war die, als er zwanzigjährig bei einem seiner ersten Streifzüge durch Chicago, in einem nagelneuen Ford Model A, von einem Taxifahrer, den Pops zögerliche Fahrweise auf die Palme gebracht hatte, angeschrien wurde: »Geh heim auf deinen Bauernhof!«

Weil er in der Tat genau da herkam und dorthin auch in Kürze zurückfahren würde, wurmte ihn dieser Ratschlag natürlich gewaltig. Allerdings hätte den Taxifahrer vermutlich dasselbe Schicksal ereilt, wenn er etwas anderes gerufen hätte, was in solchen Situationen so üblich ist, wie vielleicht: »Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit, du Penner!«.

Sehen Sie, mein Großvater ist nicht einfach nur ein fürchterlich schlechter Autofahrer, sondern er duldet darüber hinaus

auch keinerlei Kritik in diesem Punkt, es sei denn, sie kommt von seinen engsten Familienangehörigen.

Also stellte er den Wagen ab, ging zu dem Taxifahrer und schlug ihn durchs Fenster k.o.

Als spindeldürrer, nahezu ausgemergeltes, bebrilltes Kind, dessen Vater immer abwesend und distanziert war und keine greifbare Verbindung zur physischen Welt zu haben schien, klammerte ich mich an diese Geschichten wie an ein wertvolles Erbe, bettelte oft, dass Pop mir die eine oder andere aufs Neue erzählen möge, und wenn er dann damit fertig war, warf er immer den Kopf in den Nacken und lachte lauthals mit einer Freude, die so rein und gut und zutiefst bescheiden war wie der Schnee, der immer noch vereinzelt auf diesem Golfkurs lag.

Als Golflehrer verlangte Pop stets das Äußerste von mir. Er führte mich in das Spiel ein, als ich acht war, ließ mich aber ganze drei Jahre lang keine einzige Runde spielen, sondern immer nur auf der Driving Range Bälle schlagen und auf dem Puttinggrün und darum herum üben. Und jede unserer Tausende von Runden begann er mit derselben knappen, aber heiteren Aufforderung: »No gimmes. No mulligans. No bullshit.« – Keine geschenkten Bälle. Jeder Schlag zählt. Wir spielen hier Golf.

Dabei machte er jedoch immer deutlich, dass er diese konsequente Linie aus Respekt vor dem Golf und vor mir vertrat und dass mir und meinem Spiel, wenn wir es nur mit dem

richtigen Ernst anpackten, keinerlei Grenzen gesetzt sein würden.

Ich vermute, dass das bisschen Selbstvertrauen, das ich in dieser Welt besitze, direkt auf dem fußt, was ich mir als Jüngling auf eben diesem Kurs hier erwerben durfte.

»Der dritte Schlag ist leicht«, fuhr Pop fort. »Schlag den Ball einfach über den verdammt Baum hinweg.«

Einen Moment lang war ich so gerührt vor lauter Zuneigung für diesen gnadenlosen alten Kauz, dass ich den Ball gar nicht sah. Wie viele solcher Lehrstunden würde ich wohl noch erhalten? War das hier vielleicht schon die letzte? Die Zeit wurde, wie ich ja bereits festgestellt hatte, immer wertvoller.

Allerdings kann diese Tatsache wohl kaum dafür verantwortlich gemacht werden, dass ich den Ball mit meinem Eisen 2 in die Baumwipfel setzte.

»Pop«, sagte ich, »ich wurde gestern gefeuert.«

»Nun, dann solltest du vielleicht mal lernen, den Ball ein bisschen höher hinaus zu schlagen.«

»Da hast du Recht«, sagte ich, »weil ich nämlich versuchen will, die Senior Tour mitzuspielen. Du glaubst doch nicht, dass ich mir da was vormache, oder?«

»Ich glaube, dass du dir seit dreißig Jahren was vormachst«, entgegnete er. »Ich habe immer schon gedacht, dass du die Profi-Tour versuchen solltest, aber deine Eltern meinten, dass ich spinne. Viel zu riskant, fanden sie, also hab ich mich rausgehalten.«

»Du glaubst nicht, dass es zu spät ist?«

»Himmel, nein. Es wird langsam Zeit, dass du dir deinen Lebensunterhalt auf anständige Weise verdienst.«

»Mit Sarah läuft es in letzter Zeit auch nicht besonders gut«, gestand ich. Ich dachte mir, dass ich jetzt mit dem Rest auch noch rausrücken konnte.

»Vielleicht hängt es ja zusammen«, meinte Pop. »Wer seinen Job hasst, der wird wohl kaum zu Hause eine besonders charmante Gesellschaft abgeben.«

ZWEITER TEIL

DIE WUNDERTOURL



KAPITEL 11



Wenn das hier ein Film wäre – und hoffentlich wird es bald einer –, dann würden die Produzenten für diese Stelle einen beschwingten Song einkaufen, zum Beispiel »Taking Care of Business, Working Overtime«, und dazu einen zweiminütigen Zusammenschnitt zeigen, in dem ich wie wild trainiere und mich von völliger Unfähigkeit zu ansatzweiser Könnerschaft hocharbeite, um mich und mein Spiel für die Q-School zur Senior Tour fit zu machen. Eine Art Senioren-Version von »Rocky«, wie er rohe Eier aussaugt und die Treppen der Philadelphia City Hall hinaufsprintet.

Mir blieb für so etwas keine Zeit.

Zwei Tage darauf warf ich ein paar Klamotten in einen alten Koffer zusammen mit meiner Geburtsurkunde und tausend Dollar in Traveller-Schecks. Ich packte meine Schläger und Golfschuhe ein und dazu noch eine Hand voll Kassetten von Sinatra und Tom Petty.

Sarah brachte mich zum Flughafen und gab mir sogar noch einen Kuss (auf die Wange), bevor ich zwischen den Metall-detektoren hindurchschritt. In der vorigen Nacht hatten wir endlich ein richtiges Gespräch geführt, und ich hatte versucht,

ihr zu erklären, wie wichtig diese Sache für mich war. Ich kann nicht behaupten, dass sie in Begeisterung ausbrach, und vor allem war sie nicht gerade von der Aussicht angetan, allein für den Familienunterhalt aufkommen zu müssen – was sie ihrer Einschätzung nach sowieso bereits mehr oder weniger tat –, falls das Ganze schief ging.

»Warum hast du das nicht vor fünfundzwanzig Jahren versucht?«, fragte sie mich einmal während unserer Unterhaltung, und ich wusste nicht recht, was ich ihr darauf antworten sollte. Selbst wenn ich vor fünfundzwanzig Jahren das Putten beherrscht hätte, wäre es für mich völlig undenkbar gewesen, Sarah und Elizabeth alleine zu lassen, um stattdessen ein Leben aus dem Koffer, von einem Hotelzimmer zum nächsten, zu führen. Aber jetzt blieb mir, so eigentümlich das war, fast keine andere Wahl mehr.

»Viel Glück«, sagte sie. »Du schaffst das bestimmt, Travis.« Das war alles. Es war nicht gerade »Casablanca«, aber immerhin mehr, als ich erwartet hatte.

Ein paar Minuten später quetschte ich mich auf meinen billigen Sitzplatz auf dem Nachtflug nach Tampa. Während ich so dasaß, die Füße auf der dröhnenden Verkleidung, und über die Lichter von Chicago schaute, fiel mir etwas ein, das mein bester Freund in der Highschool in Abwandlung einer Redewendung immer gesagt hatte: Wenn's anfängt, komisch zu werden, dann werden die Komischen Profis.

In Tampa mietete ich mir einen weiteren unbequemen Sitz, diesmal in einem *ziemlich* kompakten Chevy, und mit Sinatras

Unterstützung – »Come Fly with Me« und »Imagination« als Doppelhymne – schaffte ich die dreistündige Fahrt nach Tallahassee, wo ich schließlich kurz nach Mitternacht ankam.

Die Q-School wurde zusammen mit der letzten Runde der Regionalausscheidung East, die von Hurrikan Eunice praktisch weggefeegt worden war, in einer riesigen Freizeit- und Ferienanlage namens Tallahassee Dunes ausgetragen, und da ich noch viel zu aufgedreht war, um zu schlafen, fuhr ich zu einer ersten Begutachtung hinaus.

Der Parkplatz war endlos und, abgesehen von einer Reihe Golfcarts unter einer Plane, völlig leer. Seine weite, schwarze Fläche sah im Licht des Dreiviertel-Mondes mit ihren Rissen, Schlaglöchern und Ölflecken im Asphalt selbst wie eine Mondlandschaft aus.

Ich parkte den Wagen neben dem Clubhaus und spazierte zum 18. Grün hinüber.

Ich ließ die ruhig daliegende, amöbenförmige Gestalt des Grüns auf mich wirken. Im Mondlicht glich die kurz gescho-rene, sanft gewellte Grasfläche einem Teich, hinter dem der Rest des Kurses im lockenden Halbdunkel versank wie in einem Traum.

Ohne nachzudenken wanderte ich in den Traum hinaus.

Vielleicht liegt es daran, dass mein Großvater mich erst nach drei Jahren Training meine erste Runde spielen ließ, jedenfalls ist ein Golfkurs für mich so etwas wie ein heiliger, geschützter Ort, zu dem äußere Belange nur begrenzt Zutritt haben. Schon als Kind habe ich mich immer ein wenig wie ein Außenseiter

gefühlt, aber auf einem Golfkurs ist es das genaue Gegenteil, als würde ich die Energie dieser Landschaft durch meine Fußsohlen aufnehmen.

Die nächsten eineinhalb Stunden verbrachte ich damit, den gesamten Kurs abzuschreiten. Im fahlen Mondlicht konnte ich gerade eben erkennen, dass nichts an dem Aufbau großkotzig oder exklusiv im Stile mancher Country Clubs war: nur ein abgewetztes, überspieltes, zu spärlich bewässertes Stück Land mit Florida-Zwergkiefern, jedoch gut angelegt. Der Platz sagte mir sofort zu.

Er war angenehm unter meinen Füßen. Hier werde ich meinen Mann stehen, dachte ich mir.

Als ich eine weite, offene Fläche erreichte, die, wie sich später herausstellte, mitten auf dem 16. Fairway lag und die, nebst allen anderen Abschnitten aller anderen Löcher auf den Dunes, ein nicht minder intimer und entscheidender Bestandteil meiner persönlichen Geschichte werden sollte wie die Straße, in der ich aufgewachsen bin, oder das Chicagoer Hotelzimmer, in dem ich meine Unschuld verlor, legte ich mich flach auf den Rücken und starrte zum sternenübersäten Nachthimmel hinauf. Ich suchte nach Konstellationen, die vielleicht ein Omen erkennen ließen, einen Hinweis auf das, was mich erwartete.

Würden mir meine unbestimmten Sünden vergeben werden, oder war meine Ehe ein für alle Mal gescheitert? War ich drauf und dran, den Luxus meiner Illusionen endgültig einzubüßen, hart und schmerzlich an die Grenzen meines Talents und

meiner eigenen Courage zu stoßen, oder sollte jetzt eine neue und viel bessere Ära meines Lebens beginnen?

Wie gewöhnlich gaben die Sterne nichts preis.

Als ich schläfrig zu werden begann, stand ich auf, klopfte mich ab und ging zum Wagen zurück, um mir eine billige Unterkunft zu suchen. Die erste, an der ich vorbeikam, war ein Motel 6, aber das klang mir zu sehr nach einem Doppelbogey, weshalb ich lieber im Ben Franklin Motor Court abstieg, in dem ich ein Bett, ein Handtuch und ein Stück Seife für einundzwanzig Dollar die Nacht bekam.

Plötzlich erschien mein Leben ganz einfach. Ich tat, was mir mein Herz befahl, und das konnte nicht völlig verkehrt sein.

KAPITEL 12



Sechs Stunden später stand ich wieder auf dem Kurs.

Ich wollte mir genügend Zeit zum Einschreiben lassen, die Practice Range und das Putting Grün testen und dann eine ruhige, entspannte Übungsrunde spielen.

Aber um 7 Uhr 45 wimmelte es auf dem riesigen Parkplatz bereits vor Menschen, und über allem lag die aufgeheizte Atmosphäre angespannter Erwartung und prickelnder Nervosität, die einem wichtigen Spiel vorausgeht.

Vor meinen Augen entfaltete sich eine Art Mischung aus einem Flohmarkt und einer dieser improvisierten Parkplatz-Grillpartys zwischen lauter Pick-up-Trucks mit offenen Ladeflächen, etwa so wie vor einem Spiel der Chicago Bears: ein Kupferstich einer uramerikanischen Szenerie. Schimmernde Cadillacs und Lincolns standen zwischen alten, verbeulten Trucks, neueste Mercedes- und Porsche-Modelle zwischen bunt bemalten, ausgebauten 70er-Jahre-VW-Kombis und riesigen Wohnwagen. Sogar eine alte Harley war zu sehen, aus deren Seitenwagen eine Schlägertasche hervorschaute.

Das Ganze erinnerte mich an jene schlammigen, brodelnden Wild-West-Städte, die während des Goldrauschs überall da,

wo es einen Salon und ein Bordell gab, über Nacht aus dem Boden schossen, und während ich nach einem Parkplatz suchte, war ich so aufgeregt und fühlte mich so lebendig wie seit Jahren nicht mehr.

Die Q-School ist nicht im Geringsten elitär oder exklusiv. Jeder, der eine Geburtsurkunde mit dem entsprechenden Datum vorweisen kann und dreitausend Dollar einzahlt, darf hier auftreten. Laut Anmeldeformular braucht man außerdem ein Schreiben einer Person »aus dem Golfsport«, in dem bestätigt wird, dass man weiß, wie das Spiel geht, aber welcher Pro wird wohl einem Spieler eine solche Notiz verweigern, nachdem er Tausende von Dollars für Lehrstunden von ihm kassiert hat?

Das hat zur Folge, dass die Bandbreite an spielerischen Fähigkeiten, der man in der Q-School begegnet, der eines gewöhnlichen Sonntagnachmittags auf dem Golfkurs des Heimatvereins in nichts nachsteht. An diesem Vormittag fanden sich Golfer ein, die schon seit zwanzig Jahren mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen an der PGA Tour teilnahmen, ehemalige College-Stars, professionelle Golflehrer und Gewinner von Amateur-Meisterschaften, aber auch solche, die sich redlich mühten und dennoch kein einziges Mal regulär die 90 unterschritten hatten.

Was mich betrifft, so bin ich noch nicht einmal offiziell ein Scratch-Golfer: Mein niedrigstes Handicap, das ich erstmals mit neunzehn erreichte und dann erst wieder mit achtundvierzig, ist 1.

Das mag zwar den meisten Golfern recht beeindruckend vorkommen, auf der Tour ist es jedoch gar nichts: Das tatsächliche Handicap eines Profis liegt hier, gemessen an einem durchschnittlichen Kurs, bei -3 oder -4.

Statistisch gesehen rannten natürlich die meisten von uns, mit Ausnahme der Allerbesten, einem unerreichbaren Traum hinterher – oder eben einem Wunder. Unsere Chance auf Erfolg war nicht größer als die eines alten Goldsuchers, der 1849 in einem Fluss in Montana sein Glück beim Goldwaschen suchte. Die Golfer, die sich an diesem Morgen auf dem Parkplatz tummelten, waren noch nicht einmal für die Endauscheidung der Q-School hier. Dies war gerade mal die Regionalqualifikation.

Am folgenden Tag würden 240 Golfer *eine einzige* Runde spielen, und nur die ersten vierundzwanzig würden dann zu den 160 anderen Spielern stoßen, die sich bereits bei Regionalturnieren in Kalifornien und Texas qualifiziert hatten.

Diese 184 würden dann vier Runden spielen, um die exakt acht Plätze für ein Jahr auf der Senioren-Tour unter sich auszumachen.

Angesichts dieser enormen Anzahl von Golfern gegenüber einer so geringen Anzahl von Plätzen war der psychische Druck der reinste Wahnsinn.

Es war noch weitaus schlimmer als die Qualifikation für die reguläre Tour, bei der vierzig Plätze zu holen sind, und wer es nicht schafft, kann immer noch die Nike-, Asien- oder andere, kleinere Touren in Betracht ziehen, und wenn auch das schief

läuft, bleibt zuletzt dann noch die Senior Tour Q-School, auf die man hoffen kann.

Aber für die meisten von uns bedeutete das hier Alles oder Nichts. Die letzte Chance, den eigenen Traum zu verwirklichen. Das Oberste Berufungsgericht.

In den folgenden fünf Tagen konnte ich mit eigenen Augen beobachten, wie zerstörerisch sich derartiger Druck auf die delikaten Mechanismen des Golfschwungs und der menschlichen Psyche auswirkt.

In den nächsten vier Tagen hörte und sah ich Dinge auf einem Golfkurs, die mir in vier Jahrzehnten meines Lebens nicht untergekommen waren. Es schien kaum ein Augenblick zu vergehen, in dem nicht das gesamte Feld vor sich himurmelte und nervös auf- und abwanderte wie werdende Väter vor dem Kreißaal, und das waren noch die, die sich halbwegs im Griff hatten. Gesundheitsapostel, die noch nie in ihrem Leben eine Zigarette geraucht hatten, fingen plötzlich an, zwei Schachteln pro Tag zu inhalieren.

In der Q-School mitzuspielen ist ein einziges Spießrutenlaufen. Es gibt keine Gewinner, nur eine Hand voll blutig verschrammter Überlebender.

Allein schon daran zurückzudenken jagt mir einen Schauder über den Rücken.

Vielleicht waren meine Naivität und Unwissenheit der Grund dafür, dass der Druck auf mich eher beflügelnd als lähmend wirkte. Ja klar, ich war aufgeregt und konnte kaum schlafen oder feste Nahrung bei mir behalten, doch ich stellte

nicht eine Sekunde lang meinen Entschluss infrage, die Qualifikation zu versuchen.

Ich tat das, was ich immer schon hatte tun wollen. Endlich. Nach all den Jahren.

Mein zurzeit Schwindel erregend gutes Golfspiel schien die Anreise unversehrt überstanden zu haben, samt meiner neu gewonnenen, unschätzbar wertvollen Fähigkeit, die Puttlinie zu sehen. Ich spielte immer noch das beste Golf meines Lebens.

In der Qualifikationsrunde schlug ich eine 67 und schaffte es damit bequem in die Endausscheidung, und als ich dort mit einer weiteren soliden 69 eröffnete, schrieb ein Lokalreporter eine Story über einen »ausgemusterten Werbetexter, der sich womöglich seine besten Schüsse für die Senior Tour aufgehoben hat«.

KAPITEL 13



Bestimmt haben Sie schon einmal die unschöne Erfahrung gemacht, mit Leuten zu essen, die schauerhafte Tischmanieren haben? Kaum wird das Essen serviert, schon stürzen sie sich mit solcher Gier und nackter Panik darauf, dass man sich bei ihrem bloßen Anblick schämt, ein menschliches Wesen zu sein. Beim Golf ist das genauso. Mit manchen Leuten kann man prima zusammenspielen. Andere dagegen dünnen eine so widerliche Paranoia aus, dass allein ihre Gegenwart einen schon drei Schläge auf neun Löcher kosten kann.

Und deshalb hängen auch die Erfolgsaussichten in den frühen Runden eines Turniers, gerade bei einem Turnier wie die Q-School, so entscheidend davon ab, mit wem man gepaart wird.

Was für ein Glück war es da für mich, in der zweiten Runde mit einem gewissen Earl Fiedler zusammengesteckt zu werden.

Mit ein Meter siebzig und 100 Kilo besaß Fiedler dieselbe robuste Holzklotzstatur wie mein Großvater in seinen jungen Jahren. In der Lokalzeitung hatte ich über ihn gelesen, dass er ein Armeemoffizier im Ruhestand war. Nachdem er vier ziem-

lich arschmäßige Runden in Vietnam überstanden hatte, hatte er die letzten zehn Jahre in den Wäldern um Monroe, North Carolina, gehaust, gejagt, gefischt und sein Aktienportfolio gepflegt. Oder, wie er selbst es beschrieb, »wie die Made im Speck gelebt«.

Auch sein Golfspiel hatte er in dieser Zeit verfeinert. Obwohl er erst mit fünfundzwanzig auf einem Thailand-Trip – Urlaub von der Truppe! – zum ersten Mal einen Golfschläger in der Hand gehabt hatte – »Als ich klein war, lag der nächste Golfkurs, auf dem Schwarze spielen durften, drei Autostunden entfernt«-, hatte er in den letzten fünf Jahren dreimal die Amateurmeisterschaften von Carolina gewonnen.

Nach ein paar Löchern wurde mir auch klar, warum. Earl Fiedler beherrschte das Spiel. Sein Schwung war vielleicht ein wenig überhastet und kurz, aber noch nie hatte ich jemanden gesehen, der so ruhig und kraftvoll dastand, wenn er den Ball ansprach. Er sah dabei aus, als ob er im Boden verwurzelt wäre. Und er schlug so kerzengerade ab, dass es schon nicht mehr geheuer war, teilte die Fairways Abschlag für Abschlag mit dem Rhythmus einer Ballmaschine mitten entzwei.

Aber nicht nur sein Spiel strahlte Ruhe und Kraft aus. In dem viertägigen Golf-Marathon der Q-School, bei dem sogar die ausgeglichsten Kontrahenten nur einen Spikeabdruck im Gras oder ein Lipout beim Einlochen vom Nervenzusammenbruch entfernt sind, war Fiedler eine Oase der Gelassenheit. So ging zum Beispiel das andere Mitglied unseres Dreiers, ein Golflehrer aus Venezuela namens Hector Fernandez, nach ei-

nem unglücklichen Dreier-Putt am zweiten Loch dazu über, sich vor jedem Schwung zu bekreuzigen.

Aber Fiedler schien die richtige Einstellung zu dem Ganzen zu haben. Noch bevor ich ein Duzend Worte mit ihm gewechselt hatte, mochte ich ihn schon und fühlte mich in seiner Gesellschaft beinahe so wohl wie mit meinen besten Freunden.

An diesem Tag arbeiteten Earl und ich uns ganz gleichmäßig von einem Loch zum nächsten vor. Am Ende der Front Nine lagen wir beide eins unter Par.

Als wir jedoch das 10. Loch erreichten, eine lange, tückische Par 3 mit Wasser links, rechts und hinter dem Loch, stauten sich bereits zwei Dreier am Abschlag, was mindestens eine Viertelstunde Wartezeit für uns bedeutete.

Unter den gegebenen Umständen ist extra Zeit zum Nachdenken wirklich das Letzte, was man brauchen kann. Aber während Fernandez sich etwas abseits von uns auf Spanisch geißelte und die anderen Spieler versuchten, schnell noch ein wenig an ihrem Putting und Chipping zu feilen, setzte Earl sich einfach nur hin, genüsslich wie auf einer Parkbank, und zündete sich eine lange, dunkle Zigarre an.

»Ist das reinste Irrenhaus hier draußen«, sagte ich, als ich mich zu ihm gesellte.

»Kann man wohl sagen«, stimmte Fiedler zu und blies dabei eine würzige Rauchwolke in die Luft. »Und zwar nachdem die Medikamente ausgegangen sind. Es kotzt mich an, wenn Leute, die keine Ahnung haben, wovon sie reden, immer alles

gleich mit Vietnam vergleichen, aber das hier erinnert mich tatsächlich irgendwie an *Nam*.«

»Da kann ich nicht mitreden«, entgegnete ich.

»Hat dieselbe geisterhafte Atmosphäre, die gleißende Spannung in der Luft, Kerle, die auf Zehenspitzen durch die Gegend schleichen und sich an ihren kleinen Glücksbringern festhalten und zum lieben Gott beten, dass sie bloß keine Scheiße bauen und das Ganze irgendwie heil überstehen.«

»Klingt fast so wie die Werbeagentur, in der ich gearbeitet habe«, sagte ich. »Jeder schleicht herum und versucht, sich unsichtbar zu machen, in der Hoffnung, noch einen Tag zu überleben. Nach fünfundzwanzig Jahren haben sie mich dann doch gekriegt, vor zwei Wochen.«

»Klar, die haben nur auf den passenden Augenblick gewartet, um Sie am Arsch zu kriegen«, entgegnete Earl.

»Genau«, erwiderte ich, »haben mich am Trinkwasserspender erwischt. Und, wo stehen Sie im Augenblick bei dieser Sache?«

»Eins unter«, sagte er.

»Par«, gab ich zurück.

»Also sind wir beide noch im Rennen.«

Schließlich wurde das Grün vor uns frei. Earl drückte in aller Ruhe seine Zigarre aus und steckte sie, nachdem er sie sorgfältig in Aluminiumfolie gewickelt hatte, in seine Schlägertasche, die er, wie auch ich, selbst trug.

»Earl«, sagte ich, »am Sonntag, wenn das Ganze hier vorbei ist, lade ich Sie auf ein Bier ein.«

»Ich freu mich drauf, Travis.«

KAPITEL 14



Ich war in der Tat nach wie vor auf dem besten Weg ins Gelobte Land. Noch keine Wunder in Sicht, aber halten Sie weiterhin Augen und Ohren offen. Glauben Sie mir, irgendetwas Seltsames, Großartiges war hier im Gange.

Mit dem guten Beispiel Earl Fiedlers vor Augen, das meine Nerven beruhigte, schlug ich meine zweite 69. Damit stand ich in der Gesamtwertung des Turniers bei sechs unter Par und auf dem neunten Platz.

Ich war der Senior Tour so nahe, dass ich sie schon riechen konnte, und da ich mir sagte, dass auf Sicherheit spielen nicht reichen würde – dazu spielte sich der Kurs einfach zu leicht –, startete ich am Samstag mit voller Kraft voraus. Ich feuerte, was das Zeug hielt. Volles Rohr auf alle Fahnen.

Auf der Front Nine schlug ich meine beste Serie seit meiner Weihnachts-Runde und blieb sechs unter Par auf den ersten acht Löchern. Mein Schwung fühlte sich gut an, und ich sah die Puttlinie, als ob ich den Mahagonischacht eines Billardqueues entlangschaute.

Als ich am 9. Loch aufteete, hatte ich zusammengerechnet gut und gerne dreißig Meter Putts eingelocht, darunter einen über zwölf Meter zum Eagle und drei über sechs Meter zum Birdie.

Das 9. Loch auf den Dunes ist ein schwieriges Par-4-Loch, bei dem man den Abschlag blind über eine Bodenerhebung spielen muss, gefolgt von einem langen zweiten Schlag zum Grün hinunter.

Nachdem ich einen respektablen Drive geschlagen hatte, sah ich, wie auf der Anzeigetafel mit den in Führung liegenden Spielern mein Name erschien, zum ersten Mal in der ganzen Woche, und, was kaum der Erwähnung bedarf, natürlich zum ersten Mal in meinem Leben.

Da stand ich also, auf dem dritten Platz, gleich hinter Ed Sneed und Frank Conner. McKinley in großen, roten Buchstaben. Gefolgt von der Wertung -11.

Als ich zu meinem Ball ging, konnte ich es mir nicht verkneifen, mich zumindest einen winzigen, verbotenen Augenblick lang der schier endlosen Genugtuung hinzugeben, die es mir bereiten würde, Freund, Feind und allen Zweiflern Bericht zu erstatten, wenn ich es denn tatsächlich auf die Tour schaffen sollte.

Der Ball war nun aus einer Schräglage hangabwärts zu spielen, hundertneunzig Meter bis zum nächsten Grünrand. Ich nahm Eisen 4, erwischte den Ball etwas dünn, doch er blieb glücklicherweise kurz vor dem Grünbunker liegen. Die Fahne war gleich hinter dem Bunker gesteckt, sodass mir nicht viel Grün blieb, mit dem ich arbeiten konnte. Doch wenn ich den

Ball mit entsprechendem Spin kurz halten und dann den Putt versenken konnte, würde ich die erste Hälfte der Runde mit 31 beschließen und bräuchte auf der Back Nine keinerlei Heldentaten mehr zu verrichten.

Also zog ich den 60°-Wedge heraus und stellte mir im Geiste einen weichen, trägen Heber vor, der direkt auf dem vorderen Grünrand landen sollte.

Verkünstle dich bloß nicht damit, sagte ich mir noch, während ich ein paar Übungsschwünge zum Lockern machte, aber sobald ich den Ball geschlagen hatte, wusste ich, dass ich genau das getan hatte.

Ich traf den Ball nicht etwa nur mit der Ferse oder dem Hals oder sonst irgendwie falsch. Ich schlug ihn lediglich knapp zwei Meter zu kurz, sodass er sanft wie ein Omelett am gegenüberliegenden Rand in den Bunker plumpste, so sanft, dass er noch nicht einmal ganz hinunterrollte, sondern direkt da liegen blieb, wo er landete – unter der verdammten Lippe.

Ich konnte nicht glauben, was ich da eben getan hatte, konnte es einfach nicht fassen. In einer Nanosekunde war ich von der Vorstellung einer netten, persönlich gehaltenen Ansprache vor dreitausend Leuten in einen Zustand eiskalter Panik katapultiert worden. Unter der verdammten Lippe! *Unter der verdammten Lippe!* UNTER DER VERDAMMTEN LIPPE!

In diesem Augenblick kämpften in meinem gequälten Hirn zwei Stimmen verzweifelt um die Oberhand. Die eine riet beschwörend zur Schadensbegrenzung und mahnte zur Zurückhaltung. »Den Ball zurückchippen und mit Eisen 5 oder 6

in einem Zug raus hier. Du bist noch jung. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir.«

Die andere Stimme klang wie ein angeschossenes Tier, mein ganz persönlicher Othello. Ich fühlte mich durch den letzten Schuss so verraten und verletzt, so unglaublich beschissen und gedemütigt, dass es schon fast an Selbstzerstörung grenzte.

Die Stimme drängte mich dazu, knietief hineinzuwaten und den Ball da heraus und aufs Grün zu prügeln, wie es John Daly auf der 17 bei den British Open fertig gebracht hatte.

Ich hörte auf die Stimme, die lauter war: den angeschossenen Möchtegern-John-Daly.

Also stapfte ich in den Bunker hinunter und grub hasserfüllt die Füße einen halben Meter unterhalb des Balls in den Sand.

Als ich mein Gleichgewicht gefunden und ein Bild meines Schlags fest vor Augen hatte, holte ich mit dem Schläger steil aus, aber gerade, als er mit vollem Karacho unter dem Ball einschlug, meldete sich – perfektes Timing – die leisere Stimme der Vernunft mit einer kurzen und knappen Charakterskizze meiner Selbst zu Wort: »*Arschloch!*«

Das Ergebnis war, dass ich weder den Ball aufs Grün noch nach hinten weg schlug.

Ich schlug den Ball nämlich gar nicht, nicht einmal ansatzweise. Das Schlägerblatt bohrte sich gleich hinter dem Titleist mindestens zehn Zentimeter tief in den Sand. Allerdings dicht genug am Ball, um diesen unter einer frischen Sandschicht zu begraben.

Ich kam mir vor, als wäre ich gerade in meiner Hofeinfahrt aus dem Auto gestiegen, nur um festzustellen, dass ich unseren Hund überfahren hatte.

Ich spürte, wie mich von den Zehen bis zum Kopf glühende Röte überzog, und mit beleidigten Kinderaugen blickte ich mich um auf der Suche nach einem letzten Schlupfloch, das es mir erlauben würde, den vorigen Schlag noch einmal zu machen.

Ich lag jetzt bei *vier*.

Völlig benommen chippte ich den Ball auf den Boden des Bunkers – *fünf*.

Und dann an den hintersten Rand des Grüns – *sechs*.

Meinen ersten Putt schoss ich ganze drei Meter zu weit – *sieben*, den zweiten ließ ich einen halben Meter zu kurz – *acht*, und lochte schließlich mit Schlag Nummer *neun* ein.

Neun! Wenn eine acht ein Schneemann ist, dann hatte ich soeben einen ganz schauderhaften Schneemann geschossen. Vor allem aber hatte ich mich gerade selbst ins Bein geschossen, mich aus dem Turnier geschossen, mich in irgendeinen noch beschisseneren Job in einer noch beschisseneren Werbeagentur geschossen. In einem einzigen Anfall von Idiotie hatte ich mir alles versaut, meine Brut aus dem Nest geworfen, all meine Birdies und mein Eagle wieder davonfliegen lassen.

Alles, was ich mir in der vergangenen Woche erarbeitet hatte, war in fünf Minuten zunichte gemacht.

Neben dem Grün stand eine Kokospalme, und ein paar prekäre Sekunden lang erwog ich tatsächlich, meinen Schädel solange gegen die raue Rinde zu schlagen, bis ich hirntot war.

Stattdessen tat ich dann jedoch etwas, was ich in meinem ganzen bisherigen Leben noch nie geschafft habe.

Ich vergab mir.

Ich sagte mir, Travis, du bist ein anständiger Kerl, der Frau, Kinder und Hund liebt und wie jeder andere Mensch auf diesem Planeten das gottgegebene Recht besitzt, Mist zu bauen.

Es war, als ob die gleichen zwei Stimmen, die mich vorhin ausmanövriert hatten, mich jetzt wieder in Ordnung brachten. Oder als ob eine dritte, gnädigere Stimme sich in die Unterhaltung eingeschaltet hätte.

Es war, als ob ich in einem Beichtstuhl mit den Worten niedergekniet wäre: »Vater, ich habe gesündigt. Ich habe eine neun geschossen, wenn das absolut Schlimmste, was mir hätte passieren dürfen, höchstens eine fünf sein sollte, was mich nicht nur dazu brachte, den Namen Gottes unflätig im Mund zu führen, sondern auch noch ernstlich erwägen ließ, Hand an mich zu legen.« Und der lebenswürdige alte Pfarrer hätte, geleitet von dem grenzenlosen Mitgefühl des allwissenden Wesens, das er vertritt, mich mit seinen milden, feuchten Augen angesehen und erwidert: »Eine Scheißwelt und ein Scheißspiel ist das. Vergiss es einfach.«

Und das tat ich auch.

Ich ging zum 10. Abschlag wie ein Mann, der froh ist, im Turnier sechs unter Par zu liegen und noch am Leben zu sein.

Dann legte ich los und schlug drei unter Par auf der zweiten Hälfte der Runde, sodass ich mit meiner dritten 69 abschloss. Ich war auf den sechzehnten Platz zurückgefallen, aber ich war immer noch da.

Träume sind nicht so leicht totzukriegen. Und manchmal muss es dazu ja auch gar nicht kommen.

KAPITEL 15



Am nächsten Morgen um 6 Uhr 05 wurde ich von einem derart ohrenbetäubenden Geklingel geweckt, dass ich schon dachte, die Blaskapelle der Winnetka Highschool hätte sich zum Proben an meinem Bett versammelt. Aber es handelte sich nur um meine vier Wecker.

Die Geschichte von dem Golfer, der, in aussichtsreicher Position liegend, am letzten Tag der Q-School seine Startzeit verschlafen hatte – die vielleicht herzerreißendste Tragödie in der Geschichte des Sports überhaupt –, ließ mich nicht mehr los, sodass ich nach dem Abendessen bei einem Laden Halt gemacht und mir einen zweiten Wecker gekauft hatte.

Auf halbem Weg zurück zum Ben Franklin hatte ich dann mit einem »Scheiß die Wand an!« kehrtgemacht und noch zwei weitere gekauft.

Am Ende war es sowieso egal. Als ich den Kurs erreichte, war man mit dem Zeitplan bereits eine Stunde im Rückstand.

Bei der Q-School schleppt sich das Spiel generell schon quälend langsam dahin, aber am Sonntag kommt schließlich alles fast völlig zum Erliegen. Jede Schlägerwahl und jeder Wind-

hauch, jede Pause und jeder Rasenschnitt werden dann von jedem Spieler qualvoll und langwierig erörtert.

In dieser überhitzten Atmosphäre genügt es, dass jemand ein Bogey auf seiner Score-Karte landet, und schon hat man das Gefühl, einem versuchten Totschlag beizuwohnen.

Ein Doppelbogey ist glatter Mord.

Der Sonntag vergeht nicht nur quälend langsam, er ist auch unheimlich still. Es gibt keine Zuschauer, keinen Applaus und kein Geplapper unter der Spielern.

Sogar die Vögel hören auf zu zwitschern.

Trotz des nervlichen Drucks im Turnier kann ich reinen Gewissens sagen, dass ich meine ersten drei Runden genossen habe. Aber der Sonntag war der reinste Todesmarsch.

Ich hatte mir ausgerechnet, dass man 68 brauchte, um unter den ersten Acht zu landen, und vom ersten Abschlag an fand ich zu meinem Spiel. Mein Schwung kam gut, und ich konnte die Linie sehen wie eh und je. Doch die verdammten Putts wollten heute einfach nicht ins Loch.

Auf dem Hinweg musste ich mitansehen, wie ein Dreieinhalb-Meter-Putt, der kerzengerade aufs Loch zusteuerte, von einem Spikeabdruck im Gras abgelenkt wurde, danach wie ein Zweieinhalb-Meter-Putt eine 360°-Kurve rund um den Rand des Lochs beschrieb und schließlich noch wie ein weiterer in so unglaublicher Position an der Lippe kleben blieb, dass man sich an Cary Grant und Eva Marie Saint am Mount Rushmore in »Der unsichtbare Dritte« erinnert fühlte. Die 68 war nach

wie vor die magische Zahl, doch bis jetzt war ich davon weit entfernt.

Die Back Nine begann genauso frustrierend, wie die Front Nine aufgehört hatte: ein Par nach dem anderen. Als ich zum 15. Abschlag schritt, war ich nach wie vor erst eins unter Par, und allmählich gingen mir die Löcher aus.

Was ich jetzt brauchte war – genau, ein Wunder. Ich musste auf den letzten vier Löchern drei unter Par bleiben. Ich brauchte 68.

Das erste Loch klappte gleich auf Anhieb. Auf der kurzen Par-3-Bahn des 15. Lochs schaffte ich einen gefühlvollen Schlag mit Eisen 8, der mich bis auf gute vier Meter heranbrachte, und endlich gelang mir auch einmal ein Putt. Jetzt brauchte ich auf jeden Fall ein Birdie auf dem 16. da nämlich das 17. ein beiderseits von Bäumen gesäumtes 208-Me-ter-Par-3-Loch, nahezu unmöglich mit Birdie zu spielen war und eigentlich eher ein Par 4 verkleidet als Par 3 darstellte.

Die 16 dagegen war ein kurzes, scharf nach rechts abbiegendes Dogleg. Dies erforderte einen Schlag mit Eisen 4 und dann mit dem Wedge auf ein höher gelegenes Grün. Ich erwischte meinen Abschlag goldrichtig, verzog jedoch den Schlag mit dem Wedge nach links, sodass ich mich nun mit einem ziemlich rasanten Neun-Meter-Putt hangabwärts und dazu noch einem scharfen Gefälle von links nach rechts konfrontiert sah. Für einen Rechtshänder wie mich sind diese Putts am schwierigsten zu lesen, doch ich sah die Linie glasklar vor mir. Ich

hoffte nur, dass ich mich dazu durchringen konnte, den Ball hart genug zu schlagen.

In einer Totenstille, die eher einer Nuklearkatastrophe angemessen gewesen wäre, versetzte ich dem Ball ein *Ping* und sah zu, wie er genau auf der Linie losrollte.

Auf den ersten vier bis fünf Metern war er direkt auf Kurs. Dann wurde mir mit zunehmendem Entsetzen klar, dass ich ihn viel zu hart geschlagen hatte.

Ich betete, dass er wenigstens das Loch streifen und dadurch etwas abgebremst würde.

Was aber nicht geschah.

Jetzt hatte ich es mit sechseinhalb Metern zurück zu tun.

Ich stand in Ansprechposition über dem Ball. Ich sah die Linie so messerscharf wie die Bügelfalte in einer Kadettenuniform. Ich lochte zum Par ein.

Weiter zur 17.

Wie schon gesagt war die 17 das schwerste Loch des ganzen Kurses. Es erfordert einen perfekten Fade mit Holz 3, nur um den Ball erst einmal aufs Grün zu bringen. Zum zweiten Mal in Folge unterlief mir ein ungewollter Pull. Um jetzt noch ein Birdie zu erzielen, musste ich unter einem Baum heraus den Ball ins Loch chippen.

Das Beste, was ich aus dieser Position zustande brachte, war, auf einen Meter fünfzig heranzukommen. Erneut musste ich froh sein, noch mit Par davongekommen zu sein.

Was, Sie dachten, Sie würden jetzt schon vom Wunder auf dem 17. Grün hören, nach gerade mal einem Drittel des Buches? Nein, also wirklich.

KAPITEL 16



Jetzt gingen mir wirklich die Löcher aus.

Es blieb nur noch ein einziges. Und da die 18 ein 500-Meter-Par-5-Loch war, konnte ich immer noch auf vier unter Par kommen. *Ich brauchte nur ein Eagle.*

Die 18 auf den Dunes ist ein herrliches Abschlussloch, lang und gerade, der Abschlag leicht hangabwärts, der Annäherungsschlag leicht hangaufwärts auf ein Grün, das vor einem weißen Clubhaus im Kolonialstil liegt.

Ich schlug meinen Drive so gut ich konnte – flach und hart, mit einem leichten Draw, und er flog fast 260 Meter weit bis zum Fuß des Hügels. Aber es blieben immer noch 240 Meter, diesmal hangaufwärts.

Ich grübelte hin und her, doch im Grunde gab es da nichts zu überlegen. Ein 8°-Driver ist schon bei ebener Lage ein verflucht heikles Fairway-Holz, aber es war meine einzige Chance.

Ich warf noch einen letzten, ausgiebigen Blick auf das Grün und erinnerte mich daran, wie schön und verlockend ich es in jener ersten Nacht in Tallahassee gefunden hatte und wie ich im Mondlicht über genau diese Stelle spaziert war.

Du hast es fast geschafft, sagte ich mir. Nur noch ein einziger, guter Schwung... mit voller Kraft, aus den Fersen!

Wenn man versucht, ein Fairway-Holz härter zu schlagen, als man eigentlich darf, besteht die Gefahr, den Ball zu toppen, sodass er womöglich nur jämmerliche hundert Meter den Fairway entlangkullert. Als ich in Ansprechposition am Ball stand, nahm ich mir vor, das Ding im Zweifelsfall lieber ein wenig zu fett zu erwischen. Um nicht schauderhaft zu überschwingen, bediente ich mich eines Tricks, der mir schon in weniger nervenaufreibenden Situationen gute Dienste geleistet hatte. Obwohl die Fahne an diesem absolut windstillen Nachmittag reglos herunterhing, stellte ich mir vor, einen Hurrikan im Rücken zu haben.

Und meine kleinen Gedankenspielchen halfen. Wahrscheinlich, weil ich nicht allzu clever bin. Ich behielt das Gleichgewicht und schlug den Ball kerzengerade das Fairway hinunter, und nach zwei flachen, harten Hüpfern rollte er auf das Grün. Es war erst das zweite Mal in der ganzen Woche, dass jemand das 18. Grün in zwei Schlägen erreicht hatte.

Soeben hatte ich hintereinander die zwei besten Schläge hingelegt, die mir je mit Holz 1 gelungen waren, hatte sie so gerade, wie sie nur irgend fliegen können, geschlagen, aber mein Gang zum 18. Grün hinauf hatte dennoch nichts Triumphales.

Nicht ein einziger Zuschauer folgte unserer Gruppe oder wartete auf dem Grün, und nachdem ich sechs Stunden lang um mein Leben gekämpft hatte, überfiel mich jetzt ein so ge-

meines Kopfweh, wie ich es bis dahin nicht gekannt hatte. Ich kam mir vor, als hätte ich einen Hut auf, der mir vier Nummern zu klein war.

Fünfeinhalb Meter lagen jetzt noch zwischen mir und der Senior Tour. Fünfeinhalb Meter zwischen meiner trostlosen alten Existenz und meiner glorreichen Zukunft. Lausige fünfeinhalb Meter. Ich hatte mir zwar geschworen, nicht so tief zu sinken, doch in diesem Augenblick mutete der Spruch schon fast eloquent an: *So nah und doch so fern*.

Andererseits: Wenn ich mir meinen Putt so ansah, dann wirkte der Abstand zur Fahne eher klein als groß. Wenn ich bedachte, wo ich noch vor einem Monat gestanden hatte, dann konnte man über fünfeinhalb Meter durchaus reden. Zum Teufel, das war ja fast geschenkt.

Die Puttlinie verlief ebenerdig gegen den Wuchs des Rasens, die Art Putt, die man kräftig schlagen muss, um sie auf Kurs zu halten, doch auch diesmal sah ich die Linie ganz deutlich. Sieh einfach nur zu, dass er ordentlich Schwung hat, sagte ich mir, bloß ordentlich Schwung.

Und das hatte er...

Und das hatte er...

Und das hatte er nicht.

Ich konnte es kaum fassen. Ich hatte den wichtigsten Putt meines Lebens geschlagen und ihn fünf Zentimeter zu kurz gelassen. Ich werde nie, nie mehr, selbst wenn ich tausend Jahre alt werden sollte, zu irgendeinem Golfpartner, der eben

seinen Putt knapp verfehlt hat, sagen: »Schöner Putt, Alice.« Gott sei Dank waren Joe, Chuck und Ron nicht da.

Ich hatte den Eindruck, zum achtzehnten Mal an diesem Tag tot an der Fahne zu liegen und schubste den Ball ins Loch. Ein verdammtes Birdie! Dann ging ich langsam ins Zelt der Spielleitung. Immer wieder addierte ich mein Ergebnis aufs Neue, in der Hoffnung, die Arithmetik würde irgendwann doch noch 68 ausspucken. Aber ich landete stets bei 69.

Schließlich unterschrieb ich die Scorekarte und wankte zu der Hauswand gleich hinter dem Grün zurück, um zuzusehen, wie die Erstplatzierten ins Ziel kamen. »So nah und doch so fern« traf es eigentlich ziemlich genau.

Obwohl ich recht gut gespielt hatte, verspürte ich keinerlei Befriedigung oder Erleichterung.

Ich wollte Sarah oder Elizabeth oder Simon und Noah anrufen, doch selbst dazu war ich zu müde. Ich war so ausgelaugt, dass ich beinahe im Stehen, an die Wand gelehnt, eingeschlafen wäre.

Ich hörte, wie der letzte Dreier eine viertel Meile weit weg vom Tee abschlug.

Zehn Minuten später war noch keiner von ihnen in der Senke unterhalb des Grüns aufgetaucht. Seltsam.

Weitere fünf Minuten später ging ein Raunen durchs Clubhaus.

Ich ging ins Zelt zurück und hörte einen Platzwart in sein Sprechfunkgerät sagen: »Was zum Teufel ist denn da unten los, Orville? Wir warten jetzt schon zwanzig Minuten.«

Ein paar Sekunden später knisterte es in dem Gerät, und dann kam die vielleicht erfreulichste Nachrichtenmeldung meines Lebens: »*Wir haben hier drei Golfer Out of Bounds.*«

Für all jene, die in diesem Spiel nicht so bewandert sind: »Out of Bounds« bedeutet, dass ein Spieler den Ball ins Aus geschlagen hat. Oder anders ausgedrückt, dass er tief in der Scheiße sitzt.

Am letzten Loch des längsten Turniertags war es zum Golf-Äquivalent einer Karambolage von drei Rennwagen auf der Zielgeraden gekommen. Alle drei Spieler hatten ihren Abschlag so krass verzogen, dass sie jenseits der Ausgrenze auf der Route 48 gelandet waren. Als das Schlachtfeld endlich geräumt und der Papierkram erledigt war, reichte 12 unter Par immer noch für Platz acht.

Ich war ein vollwertiges Mitglied der PGA Senior Tour.

KAPITEL 17



Ich duschte, zog mich um und wanderte verträumt wieder nach draußen. Inzwischen war es fast sechs, und die Sonne versank rasch hinter der riesigen, hölzernen Anzeigetafel, die neben dem 18. Grün aufgestellt war.

Es war dieser besondere Moment, wenn es Abend wird in Florida, in dem die Erde den Atem anzuhalten und leise zu seufzen scheint, und ich war innerlich so ruhig und zufrieden wie die kühle, stille Luft um mich her.

Ich fühlte mich tatsächlich *anders*. Das Wesen, das ich in diesem Augenblick war, unterschied sich ganz grundlegend von der Person, die an diesem Morgen aufgestanden und zum Golfkurs gefahren war, unterschied sich auch ganz klar von der Person, die noch vor knapp einer Stunde an elfter Stelle gelegen hatte.

Ich fühlte mich wohler in meiner Haut. Mein Körper war ein Ort, an dem ich sein wollte, ein Ort, nach dem ich lange Zeit gesucht hatte, wahrscheinlich mein ganzes Leben lang.

Obwohl es mir gelungen war, nicht darüber nachzudenken, und ich alles getan hatte, um diese Erkenntnis kontinuierlich zu vermeiden, wurde mir jetzt schlagartig klar, wie deprimiert

und beschämt ich schon seit langem war. Was ich für die übliche Portion Selbstzweifel und Bedauern über verpasste Chancen gehalten hatte, entpuppte sich als ein Monster aus Selbsthass, und in diesem Moment hatte mich das Untier, einfach so, aus seinem Würgegriff entlassen und war in das Unterholz Floridas verschwunden.

Ich hielt mich nicht plötzlich für etwas Besseres, nur einfach für genauso gut wie alle anderen. Ich hatte das Gefühl, neben jeder x-beliebigen Person stehen und ihr ins Gesicht blicken zu können. Wissen Sie, was ich meine? Ich hatte das Gefühl, *atmen* zu können.

Ich ging zur Tafel mit den Ergebnissen hinüber, die über dem Rasen vor dem Clubhaus in die Höhe ragte wie eine weiße Ausgabe des Monolithen am Anfang von »2001: Odyssee im Weltraum«. Ich las die Namen und Ergebnisse, die in einer verschnörkelten, altmodischen Schrift untereinander angeschrieben standen, bis ich zu meinem eigenen kam, als achtem von oben.

Travis McKinley.

Du lieber Himmel, ich hatte es tatsächlich geschafft.

Golfer samt ihren Angehörigen stolperten noch immer um das letzte Grün herum, benommen wie die Opfer eines Zugunglücks.

Ganz ohne Zweifel gab es auf dieser Anzeigetafel mit den Endergebnissen weit mehr Leichen als Überlebende. Vielleicht würden sie sich ja eines Tages stolz daran erinnern, dass sie überhaupt auf der Tafel gestanden hatten, dass sie nicht nur

nach Tallahassee gekommen waren, um ihrem Traum hinterherzujagen, sondern sich auch noch tapfer geschlagen hatten.

Ich bezweifelte das. Manche Leute sagen, es zu versuchen sei das Wichtigste, aber leider ist es nur der erste Schritt. Manchmal muss man die Gelegenheit beim Schopf packen und den Sieg einstreichen. Und danach auf den Tischen tanzen. Und außerdem, und das war auch mir jetzt endlich klar geworden, sind die meisten Menschen echte Nieten, wenn es darum geht, sich selbst zu trösten.

KAPITEL 18



»Sagen Sie, Travis, was machen Sie eigentlich beruflich?« Seit dreiundzwanzig Jahren war das die Frage, vor der mir am allermeisten graute. »Was machen Sie eigentlich so?«

Ich arbeite für eine Werbeagentur. Ich bin Werbetexter. Ich erfinde Slogans.

Es gibt weiß Gott schlimmere Jobs als Werbetexter. Und falls Sie genau das machen wollen – nur zu! Aber was mich angeht, so hat diese unvermeidliche Antwort mir zweieinhalb Jahrzehnte lang permanent die Laune verdorben.

Jetzt aber konnte ich es kaum erwarten, dass jemand mich fragte, wer ich war und was ich beruflich machte.

»Sagen Sie, Travis, was machen Sie eigentlich beruflich?«

»Ich bin Golfprofi.«

»Im Ernst?«

»Jawohl.«

»Sie unterrichten?«

»Nein, mein Lieber, ich lerne. Ich bin Golfspieler. Ich bin Golfprofi auf der Senior Tour.«

Auf dem Parkplatz gab es ein Münztelefon, und während der Halbmond in der lauen Nacht am Himmel auftauchte, machte ich mich mit wild klopfendem Herzen an meinen Anruf.

»Sarah«, sagte ich, kaum dass sie den Hörer abgenommen hatte, »was bin ich?«

»Wovon redest du?«, fragte sie. »Rufst du aus Florida an?«

»Was bin ich, Sarah?«, fragte ich erneut, jetzt beinahe schreiend. »Was bin ich?«

Die Leute, die sich um mich herum tummelten, waren zu sehr mit ihrem eigenen Elend beschäftigt, um mein erregtes Fragen auch nur im Geringsten sonderbar zu finden, und vielleicht traf das auf Sarah irgendwie genauso zu. Mir wurde mit einem plötzlich aufwallenden Gefühl von Einsamkeit klar, dass Sarah nicht die leiseste Ahnung hatte, wovon ich sprach, und nicht einmal genau wusste, weshalb ich eigentlich anrief.

»Du bist ein Spinner«, entgegnete Sarah schließlich mit dem vertrauten Hauch eines Lächelns in ihrer Stimme. »Und ich schätze, du bist außerdem ein ganz annehmbarer Vater.«

»Ich platze einfach vor Aufregung, Sarah, ich sage dir jetzt, was ich bin«, fuhr ich fort und schaute dabei zu dem verloren dahängenden Mond hoch. »Ich bin Golfprofi.«

»Du hast es geschafft?«, rief sie baff vor Staunen.

»Ich hab's geschafft. Ich bin Achter geworden. Ich habe ein Jahr lang einen Platz in jedem Senioren-Turnier der Profis.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte sie. »Hör mal, es tut mir wirklich Leid, dass ich dir das ausgerechnet jetzt sagen muss. Ich will dir wirklich nicht die Freude verderben, aber ich werde

wahrscheinlich nächste Woche zu einem Rechtsanwalt gehen, um mich hinsichtlich einer Scheidung zu erkundigen.«

Einige Sekunden lang war ich zu verblüfft, um irgendetwas zu sagen. Sie kennen vielleicht dieses Gefasel von wegen, wie dicht Freud und Leid oft beieinander liegen, oder so. Ich schätze, es ist wohl doch nicht bloß Gefasel.

»Aber Sarah, davon war doch überhaupt noch nie die Rede. Sollten wir es nicht wenigstens erst mal mit einer Beratung versuchen?«

»Du meinst eine Eheberatung, Travis?«

»Ja doch.«

»Um bei irgend so einer hoffnungslos optimistischen Psychotante zu landen, die uns von ihrer glücklichen zweiten Ehe vorschwärmt. Nein danke.«

Ich seufzte. »Es ist nur so eine völlig eigenartige Nacht, Sarah, und ich weiß überhaupt nicht, was das alles hier noch soll, wenn ich nicht einmal diese kleinen Triumphe mit dir teilen kann.«

»Der hier ist nicht klein, Travis«, entgegnete Sarah. »Heb dir die rührende Bescheidenheit für ein andermal auf.«

»Da hast du Recht. Es ist schon unglaublich. Aber bitte entscheide jetzt noch nichts. Ich bin doch die nächsten paar Monate sowieso weg.«

»Ich will ja nicht das Thema wechseln, aber es gibt hier jemanden, der ganz genau weiß, was er für dich empfindet, und der wartet schon den ganzen Tag auf deinen Anruf. Ich hole ihn dir mal.«

Ich warf einen Blick über meine Schulter und sah, dass sich bereits eine Schlange hinter mir gebildet hatte.

»Dad«, fragte Simon, »du hast es geschafft?«

»Ich bin Achter. Ich hab den letzten Platz ergattert. Ich bin Profigolfer«, sagte ich.

»Du hast es ihnen gezeigt, Dad«, stieß Simon mit einem Jubelschrei hervor. »Du hast es ihnen allen gezeigt.«

»Das habe ich, Junge. Erzähl es Noah, okay, und Elizabeth.«

»Kann's kaum erwarten, es Pop zu erzählen«, rief Simon. »Das ist unglaublich.«

»Ich muss Schluss machen, Simon«, sagte ich. »Hier steht schon eine Schlange vor dem Telefon. Ich hab dich lieb.«

Nicht nur wegen des Gemurmels in der Schlange hinter mir hatte ich so schnell auflegen müssen, sondern auch, weil bei dem Gedanken an Simon und Noah und Elizabeth und Sarah und Pop etwas in mir drin ganz mächtig zu bröckeln begann und ich auf einmal zu heulen anfang. Kein Geschniefe oder ein paar Freudentränen, sondern richtig massives Schluchzen, lauter Rotz und ein solches Geflenne, dass es sogar in dem Katastrophengebiet um mich herum auffiel.

Ich weinte über alles, was in den letzten dreißig Jahren gut oder schief gelaufen war. Ich weinte um Sarah. Aber am meisten heulte ich, glaube ich, aus Verblüffung und Dankbarkeit. Trotz meines geradezu unheimlichen Talents, alles zu vermasseln, hatte ich mich doch nie ganz aufgegeben.

»Nehmen Sie es nicht so tragisch, mein Lieber«, ertönte eine wohlmeinende Stimme aus dem Dunkel, »nächstes Jahr schaffen Sie's bestimmt.«

Ich setzte mich auf den Bordstein am Rand des Parkplatzes und wartete darauf, dass mein Heulanfall nachließ. Es dauerte eine ganze Weile, aber es war mir gleichgültig, ob mich jemand sah oder was die Leute sich wohl denken mochten.

Dann ging ich zur Bar im Clubhaus zurück, um Earl Fiedler zu suchen.

Ich schuldete ihm noch ein Bier.

KAPITEL 19



»**K**ennen Sie den Slogan ›This Bud’s for you?‹«, fragte ich Earl, als ich an seinem Tisch am hinteren Ende der Bar ankam und ihm ein Budweiser reichte.

»Ich glaube, den hab ich vielleicht schon ein, zwei Mal gehört«, entgegnete Earl und blickte von dem »Barron’s« auf, in dem er gerade las. Earl hatte mit einem äußerst respektablen 43. Platz in der Gesamtwertung abgeschnitten. Es reichte nicht, um bei der Tour dabei zu sein, aber er schien nichtsdestotrotz, wie üblich, die Ruhe selbst zu sein.

»Tja, stammt leider nicht von mir«, sagte ich.

»Nein, die hätten Sie wohl kaum gefeuert, wenn das der Fall wäre.«

»Wie dem auch sei, zum Wohl«, sagte ich. »Tut mir Leid, dass es bei Ihnen nicht geklappt hat. Sie haben mir in der zweiten Runde sehr geholfen. Mehr als Sie ahnen.«

»Ich freu mich, dass es bei Ihnen geklappt hat, Travis, freu mich wirklich«, erwiderte Earl.

Das 19. Loch der Tallahassee Dunes, eine geräumige Bar mit Restaurant und je einem Fernsehbildschirm an beiden Enden der Theke, war in der Woche abends immer vollbesetzt mit

Leuten, doch an diesem Abend war es leer und angenehm ruhig. Die, die es geschafft hatten, besaßen Anstand genug, woanders zu feiern, und die anderen hatten so schnell wie möglich ihre Sachen gepackt und das Weite gesucht.

Aber Earl, mit seiner langen Havanna in der Hand und dem Aktienmarkt des ›Barron's‹ vor sich aufgeschlagen auf dem Tisch, sah überhaupt nicht wie jemand aus, der gerade die Qualifikation um sechs Schläge verpasst hatte.

»Wie machen Sie das bloß, dass Sie immer so gelassen wirken?«, fragte ich. »Ich hätte eigentlich erwartet, dass Sie hier trübsinnig in Ihr Bier starren.«

»Ich habe schon zu viel Scheiße erlebt, um mich von so was umhauen zu lassen«, erklärt Fiedler in beiläufigem Tonfall, »und außerdem ist Microsoft diese Woche um elf Prozent gestiegen. Aber was ist denn mit Ihnen? Sie sehen ja aus wie ein Schwamm.«

»Ich habe zu Hause angerufen«, sagte ich, »und prompt war ich auch schon am Flennen. Es war, als ob mein Vater aus dem Grab gestiegen wäre, um mir zu sagen, wie gern er mich hat.«

»Wie kommt's, dass Sie nie versucht haben, die reguläre Profi-Tour mitzumachen?«, fragte Earl. »So wie Sie spielen, hätten Sie doch das Zeug dazu.«

»In der Highschool habe ich an nichts anderes gedacht«, sagte ich. »Dann ging ich aufs College und hab mich verliebt, und als ich dann das Examen machte, hatte ich eine Frau, die Medizin studierte, und eine zweijährige Tochter. Golf zu spielen schien plötzlich völlig unverantwortlich. Dazu kommt noch, dass ich

das Putten eigentlich erst vor drei Wochen gelernt habe. Die Ironie an dem Ganzen ist allerdings, dass sich der Job, den ich stattdessen gewählt hatte, nun auch nicht gerade als so sicher erwiesen hat und dass meine Frau wahrscheinlich demnächst die Scheidung einreichen wird.«

»Jetzt mal langsam«, hakte Earl nach und zog genüsslich an seiner Zigarre. »Sie sind vor kurzem gefeuert worden. Ihre bessere Hälfte gibt Ihnen den Laufpass, und Sie schleppen diesen ganzen ungelösten Quark mit Ihrem alten Herrn mit sich herum. Wahrscheinlich erzählen Sie mir jetzt auch noch, dass Ihr Hund Flöhe hat.«

»Zecken«, sagte ich.

»Travis, ich bekomme gleich Mitleid mit Ihnen, und dabei sind Sie derjenige, der es auf die Tour geschafft hat«, stieß Earl lachend hervor. »Also, Sie mögen ja vielleicht ziemlich im Eimer sein, aber zumindest haben Sie Talent, und das gibt es viel seltener, als man meint.«

»Das werden wir ja bald herausfinden.«

»Wissen Sie was«, sagte Earl, »wo das mit Microsoft gerade so gut läuft, mache ich Ihnen ein echtes Freundschaftsangebot. Ich mache ein halbes Jahr lang den Caddie für Sie, und Sie bezahlen mir nur Unkosten und einen Prozentanteil an Ihren Gewinnen. So kann ich mir mal ansehen, wie es in der Profiligena zugeht, und als Gegenleistung hämmere ich Ihnen ein bisschen Verstand in die Birne.«

»Sie wären also nicht so ein Caddie, der einem nur die Entfernung ansagt und den Schläger reicht?«

»Nie und nimmer. Mit mir bekommen Sie die komplette Ausstattung«, erklärte Earl. »Caddie, Anlageberater und Sportpsychologe, alles in einem. Ganz oder gar nicht.«

Ich bot ihm über den Tisch hinweg die Hand an, und er schlug ein.

»Auf Du und Du«, sagte ich und stieß mit meinem neuen Partner an.

KAPITEL 20



»**U**nd jetzt am ersten Abschlag, aus Winnetka, Illinois, Travis McKinley.«

So die Startansage beim FHP Health Care Classic in Ojai, Kalifornien. Um Punkt 7 Uhr 18 an einem kühlen Februarmorgen in Südkalifornien mit Gott, Dale Douglas und Kermit Zarley als Zeugen begann ich meine Karriere als Senior-Tour-Spieler – indem ich meinen Abschlag tief ins Rough schlug und wie ein aufgescheuchtes Huhn das Fairway hinunter hüpfte.

»Versuch um Gottes willen, wenigstens ein bisschen Würde zu bewahren«, merkte Earl an. »Ein Hook ins Gestrüpp ist wahrlich kein Anlass für Freudentänze. Das ist mir ja richtig peinlich mit dir.«

»Hat dir schon mal jemand gesagt, wie süß du bist, wenn du herummeckerst?«, fragte ich.

»Das hör ich ständig«, sagte Earl.

Ich versuchte, cool zu wirken, mich auf eine Art und Weise zu verhalten, die meinem neu erworbenen Status als vollgültigem Mitglied der PGA Tour annähernd gerecht würde, doch mehr als Schauspielerei war es tatsächlich nicht. Wenn die Q-School das Inferno und das Fegefeuer in einem sind, dann ist

die Senior Tour das Paradies. Doch nach einem Entwurf von Robert Trent Jones, anstelle dem Dantes. Und man muss noch nicht einmal sterben, um da hinzukommen. Nur alt werden.

Seit Earl und ich am Mittwochmorgen in der Stadt eingetroffen waren, hatten mir Turniersponsoren die Schlüssel zu einer Suite im Mariott Hotel und einem schneeweißen Lexus überreicht. Ich hatte meinen eigenen, abgesperrten Platz auf der Driving Range zugewiesen bekommen samt einem Eimer Titleists, die blanker und makelloser waren als die, mit denen ich üblicherweise *spielte*, ganz zu schweigen von denen, die ich im Training benutzte, und nur für den Fall, dass jemand von den zahlenden Zuschauern, die zur Driving Range heraufspaziert kamen, um sich den einen oder anderen Trick von den Profis abzuschauen, meinen Schwung nicht gleich einordnen konnten, stand im Gras direkt hinter mir ein großes, weißes Schild, das in fetten Lettern meinen Namen enthielt.

Ach ja, und an meinem ersten Trainingstag stattete mich ein Vertreter von Calloway mit einem kompletten Satz speziell auf mich zugeschnittener Big Berthas aus, vom 60°-Wedge bis hin zu einem riesigen Great-Big-Bertha-Driver mit Graphitschaft, Titankopf und einem Sweetspot so groß wie eine Bratpfanne.

Und jedes Mal, wenn ich um eine Ecke bog, stieß ich auf einen anderen, braun gebranntes Gesicht aus dem Olymp der Golfer. Der King höchstpersönlich, Arnold Palmer, schlug vier Plätze weiter auf der Driving Range seine Bälle. Isao Aoki richtete sich im Umkleideraum in der Kabine neben mir ein. Er entpuppte sich als ein unglaublich weltmännisch-charmanter

Kettenraucher, so eine Art japanischer Dean Martin. Und eines Morgens schlug ich auf dem Puttinggrün einen Putt, der geradewegs Lee Trevino von hinten zwischen die Füße rollte. »Entschuldigen Sie vielmals«, stammelte ich, verlegen wie ein kleiner Junge, »ich heiße Travis McKinley. Freut mich wirklich sehr, Sie kennen zu lernen.«

»Travis McKinley«, entgegnete Trevino mit seinem überwältigenden, breiten Grinsen, »freut mich, *Sie* kennen zu lernen. Ich habe heute Morgen in ›USA Today‹ einen Artikel über Sie gelesen. Also, machen Sie sich bloß keine Gedanken über diesen Mist vom ›Wunder aus der Q-School‹. Es wird zwar kaum einer zugeben, aber hier draußen ist jeder ein Wunder, jeder Einzelne von uns. Und jetzt arbeiten Sie schön weiter an Ihrem Putting, mein Junge. Ihrem letzten Schlag nach zu urteilen, haben Sie das nötig.«

Ich stand einfach nur mit offenem Mund da. Lee Trevino, genannt Mex, der immer ein Pflaster auf dem rechten Unterarm trägt, um eine alte Tätowierung zu verbergen, der 1971 sowohl die British Open als auch die US Open gewann und dessen Caddie Herman berühmter ist als die Hälfte der Spieler auf dieser Tour – und er hatte *einen Artikel über mich gelesen!*

Darüber hinaus war der Typ auch noch richtig cool. Und großzügig. Und freundlich. Und obwohl er in seinen späten Fünfzigern war, verströmte er mehr hoch konzentrierte, pure Vitalität und Energie als je ein Mensch, dem ich bisher begegnet war.

Er hatte auch Recht mit seiner Anspielung auf die mühsam verborgene Verbissenheit der meisten Spieler. Zum Auftakt der Senior Tour war ständig die Rede von der einzigartigen, kameradschaftlichen Atmosphäre unter den Kontrahenten und wie erfrischend das Ganze doch war im Vergleich zur regulären Tour, oder »Junior Tour«, wie die Oldies sie zu nennen pflegten.

Dann ging die Senior Tour richtig los. Von nun an stritten die Spieler jedes Wochenende um eine Million Dollar. Und das warme und herzliche Getue löste sich null Komma nichts in Luft auf. Die Alten erlauben sich vielleicht ein bisschen mehr Show als die Spieler der regulären Tour, machen ihre Mätzchen und pflegen einen lockereren Umgang mit dem Publikum auf dem Kurs, aber davon sollte man sich nicht täuschen lassen.

Diese Kerle wären jederzeit bereit, einem das Herz aus dem Leib zu reißen und mit den Spikes ihrer Golfschuhe darauf herumzut trampeln, wenn ihnen das ein weiteres Jahr auf der Tour einbringen konnte.

Im Grunde erinnerte mich die Senior Tour an eine alte Gameshow, die immer vormittags im Fernsehen lief: Da wurde eine völlig überdrehte Hausfrau allein mit ihrer Gier und einem Einkaufswagen bewaffnet in einen Supermarkt geschickt, und alles, was sie in sechzig Sekunden in ihren Wagen werfen konnte, durfte sie behalten.

So lukrativ die Senior Tour auch ist, nebenher tickt ständig die Uhr. Wenn man nicht gerade zu den Superstars zählt, dann

kann man schon froh sein, sich fünf oder sechs Jahre lang auf der Tour zu halten, bevor irgendein rüstiger Fünfzigjähriger von unten nachdrängt und einen rauswirft.

Aber wer denkt schon daran? In jener ersten Woche war die herbe Wirklichkeit für mich meilenweit entfernt. Ich fühlte mich so sorglos und ausgeglichen, dass ich gar nicht anders konnte, als gut zu spielen.

Auf einem langen Kurs schlug ich bei schwierigen, windigen Bedingungen 71, 72 und 69, landete gleichauf mit einem weiteren Spieler auf dem sechzehnten Platz und kassierte bereits den *zweiten* ansehnlichen Scheck in zwei Wochen.

Die Viereinhalbtausend, die ich als Achter bei der Q-School gewonnen hatte, mit eingerechnet (wovon zugegebenermaßen dreitausend aus meiner eigenen Kasse stammten) lag mein Verdienst in zwei Wochen bereits bei Zwölftausendvierhundert. Einfach wie Entenschießen, sagte ich mir. Sogar Noah war beeindruckt, als ich zu Hause anrief. Ja, es schien, als ob alle in Winnetka zu mir hielten – außer Sarah.

KAPITEL 21



»Ich hoffe, du hast dich inzwischen gut amüsiert, Travis«, sagte Earl, »weil die Party nämlich vorbei ist.«

»Wie bitte?«

Wir saßen zusammen an der Bar in der Eingangshalle des Mariott Hotels bei einem Freibier, meine erste, absolut wundervolle Woche auf der Tour lag soeben hinter mir, und schon fing Earl an, mir die Leviten zu lesen.

»Ich weiß ja nicht, was *du* die nächsten neun Monate so vorhast, aber *ich* bin jedenfalls nicht hierher gekommen, um irgendeinem glamourtrunkenen Touristen, der drauf und dran ist, die Chance seines Lebens zu verhampeln, die Tasche hinterher zu schleppen. Travis, ist dir eigentlich klar, wie viele Golfer ihren eigenen Hund umbringen würden, wenn sie dafür ein Jahr lang auf diese Tour könnten? Und das Traurige daran ist, dass du hier draußen auf dem Kurs tatsächlich echten Schaden anrichten könntest. Nur müsstest du dazu noch so viel lernen, dass es schon nicht mehr lustig ist. Also, entweder du gehst es jetzt ernsthaft an, oder ich fliege nach Monroe zurück und kümmerge mich um mein eigenes Spiel.«

Ich weiß nicht mehr, was größer war, meine Verlegenheit oder meine Dankbarkeit, denn mir war klar, dass Earl Recht hatte. In meiner dreiundzwanzigjährigen Karriere als Werbetexter hatte ich mir unzählige Ausreden einfallen lassen, warum es besser war, es erst gar nicht richtig zu versuchen, und an die meisten davon klammere ich mich noch immer. Aber vor zwei Wochen, an einem langen, heißen Sonntag in Tallahassee, hatten all diese Gründe ihre Daseinsberechtigung verloren.

Wenn ich es jetzt nicht anpackte, dann war ich entweder ein Feigling oder ein Idiot. Und eigentlich konnte ich mich mit keinem von beiden identifizieren.

Ab diesem Augenblick gab es nur noch Golf für mich: Ich atmete, schwitzte, schiss Golf. Nicht nur spielte und trainierte ich acht Stunden am Tag, und das sieben Tage die Woche, und mindestens vier Stunden davon täglich auf der Driving Range oder dem Puttinggrün, sondern ich stürzte mich mit einer Überzeugung und Konzentration in das Golfspiel, wie ich sie noch nie in meinem Leben für irgendetwas aufgebracht hatte. Zum ersten Mal in meinem Erwachsenenendasein hatte ich das Gefühl, jeden Tag alles zu geben, mit Leib und Seele dabei zu sein, wie ein Künstler zu leben.

Eines der ersten Projekte, die ich in Angriff nahm, war etwas, was den Profi deutlich vom Handicap-Spieler abhebt: die Entfernungskontrolle. An meinen ersten Tagen auf der Tour war ich beinahe enttäuscht darüber, wie die Spieler ihre Bälle schlugen. Als ich Dave Stockton zum ersten Mal sah, fand ich,

dass er wie ein Handicap-5-Spieler aussah. Und dann sah ich ihn *putten*.

Es ist nämlich so, dass nicht einmal die ganz Großen den Ball auch nur annähernd absolut hundertprozentig perfekt spielen. Was hingegen die wirklich guten Profis auszeichnet, ist ein knallhartes Einschätzungsvermögen ihrer eigenen Fähigkeiten, was damit beginnt, dass sie genau sagen können, wie weit sie jedes einzelne Eisen aus ihrer Schlägertasche schlagen. Nicht, wie weit sie damit gerne schlagen *würden* oder wie weit sie *einmal* damit geschlagen haben, sondern wie weit sie damit *unter Druck* neunundneunzig von hundert Bällen schlagen.

Nach dem Turnier in Ojai machte ich mich daran, mir nach und nach genau diese Selbstkenntnis anzueignen. Einen Monat verbrachte ich nur damit, mich von meinem Wedge zum Eisen 5 durchzuarbeiten, bis ich auf ein, zwei Meter mehr oder weniger sagen konnte, wie weit ich mit jedem davon schlug.

Allerdings feilte ich auch wie ein Verrückter an den anderen Aspekten meines Spiels. Einmal, an einem sonnigen Tag, schmierte ich mich mit Sonnencreme ein, nahm ein Handtuch und eine Flasche Gatorade mit und verbrachte einen kompletten Nachmittag in einem Übungsbunker. Ich weiß noch genau, wie lange ich da war, weil Trevino auf dem Weg zu einer Trainingsrunde vorbeikam und mir ein Hallo zurief, die ganze Runde spielte, ins Clubhaus ging, duschte und ein Sandwich aß, und als er wieder heraus kam, schaufelte ich immer noch kleine Löcher in den Sand.

»Falls Sie mich damit beeindrucken wollen, Travis«, rief mir Trevino zu, »dann kann ich Ihnen nur sagen, es ist Ihnen gelungen. Allerdings, wenn Sie jetzt nicht bald da herauskommen, dann wird Sie noch jemand bei der Gewerkschaft verpfeifen.«

Ich machte eine gute Erfahrung. Wenn man Tag für Tag acht Stunden hart an etwas arbeitet, dann wird man besser. Nicht unbedingt sehr viel besser, aber ein bisschen besser, und das reicht schon. Denn sich im Golf, oder auch irgendeiner anderen Sache, zu verbessern, heißt nichts anderes, als eine endlose Abfolge winziger Fortschritte zu erzielen.

Langsam aber sicher fing ich an, mich wie ein Profigolfer zu fühlen. Ich kannte die genauen Entfernungen, die ich mit jedem Schläger schaffte. Ich verkrampfte nicht gleich jedes Mal, wenn ich aus zwölf Metern einen langen Putt einlochen oder einen hohen, weichen Ball aus dem Rough schlagen musste.

Ganz offensichtlich ist es nicht gerade leicht, im Golf wahre Könnerschaft zu erlangen, doch eine Begebenheit aus meiner Lehrzeit sticht besonders hervor.

Es war in meinem fünften Profiturnier, Bruno's Memorial in Birmingham, Alabama. Vor mir lag ein Schlag aus dem Rough, der wegen des hohen Grases schwer zu kontrollieren war. Er sollte von dort auf einem Grün landen, das von vorne nach hinten steil abfiel, wobei die Fahne auch noch ganz kurz am vorderen Rand gesteckt war. Angesichts dieser Voraussetzungen tat ich etwas, was ich als Amateur niemals auch nur in

Erwägung gezogen hätte. Ich schlug den Ball geradewegs mitten in den Grünbunker. Absichtlich.

Von da aus prügelte ich ihn bis auf gut einen Meter heran und räumte die ganze Sauerei mit einem Putt zum Par auf.

Es war zwar nur Par, doch es kam mir vor wie viel, viel mehr.

Earl verstand mich, denn als wir vom Grün weggingen, streckte er mir die Hand hin, blickte mir direkt in die Augen und sagte: »Travis, willkommen auf der Senior Tour.«

Nachdem ich zweiundvierzig Jahre lang dieses Spiel praktiziert hatte, fühlte ich mich endlich wie ein ernsthafter Golfer. *No gimmes. No mulligans. No bullshit.*

KAPITEL 22



Zeit für ein Golf-Quiz.

Eine Frage. Dreißig Sekunden. Fertig, los.

Sie sind in der zweiten Runde eines Turniers. Sie haben am ersten Tag mit Par abgeschlossen und starten am Samstagmorgen mit voller Kraft voraus, vier unter Par auf den ersten fünf Löchern. Und, sagen wir, nur rein hypothetisch, dass Sie nach einem gelungenen Abschlag am sechsten, einem Par-5-Loch, noch 185 Meter von einem kleinen Grün mit vorgelagertem Wasser entfernt sind. Der Wind ist minimal und weht, wenn überhaupt, von rechts nach links.

Was machen Sie? Ich frage das, weil ich in meinem sechsten Turnier, der Dallas Reunion Pro-Am, genau in dieser Lage war. Die Zeit läuft ab jetzt. *Was machen Sie?*

Peilen Sie direkt das Grün an und versuchen so, die Front Nine mit fünf oder sogar sechs unter Par zu beenden, oder versuchen Sie, Ihr bisheriges Ergebnis zu halten, und erlauben sich ein gemächliches Par? Vergessen Sie nicht, Sie liegen bei vier unter. Sie sind voll in Fahrt. Drücken Sie weiterhin das Pedal durch und riskieren einen Crash, oder gehen Sie vom Gas, bis Sie diesen tückischen Abschnitt hinter sich haben?

Tick, tick, tick. Sie haben noch fünfzehn Sekunden.

Also, was soll es nun werden? Die Lady oder der Tiger? Siegt die Gier oder die Vorsicht? Setzen Sie auf den Spatz in der Hand oder die Taube auf dem Dach? Nun, was darf's sein, mein Freund? Ist heute dein Glückstag? Legst du es drauf an?

Und hier kommt der Summton. Die Zeit ist um. Federhalter weg und Papier zur Seite legen.

Sie haben sich entschlossen, auf Nummer sicher zu gehen, nicht wahr? Je länger Sie darüber nachgedacht haben, umso ratsamer erschien es Ihnen. Schließlich, so haben Sie sich gesagt, liegen Sie ja schon vier unter auf den ersten neun Löchern, warum sein Glück auf die Probe stellen?

Ich habe mich ganz genauso entschieden. Ich will Ihnen sagen, was passiert ist.

Da ich nur 125 Meter vom vorderen Rand des Wassers entfernt war, schlug ich einen weichen Pitch bis zum Rand. Als Nächstes, um mir nur ja auf keinen Fall nasse Füße zu holen – schließlich habe ich beschlossen, dieses Loch ganz konservativ zu spielen –, einen etwas kräftigeren zweiten Schlag mit dem Wedge, wodurch der Ball eineinhalb Meter vom hinteren Grünrand wegrollt. Nach einem eher mittelmäßigen Chip liegen zwei Meter achtzig zwischen mir und dem Loch zum Par.

Ich verfehle den Putt und ziehe nun doch nicht mehr so ganz ruhig mit einem Bogey von dannen.

Indem ich versucht hatte, vernünftig und intelligent zu spielen, hatte ich ein mögliches Eagle oder doch zumindest ein ziemlich wahrscheinliches Zwei-Putt-Birdie verschenkt, daraus

ein verdammtes Bogey gemacht und mein Nervenkostüm ruiniert.

Sehen Sie, ich habe trainiert und trainiert und war wirklich *ein besserer Golfer* geworden. Und jetzt musste ich lernen, mich an diese Tatsache zu gewöhnen, musste erst einmal lernen, sozusagen mit meinem eigenen Können Schritt zu halten.

Ich meine, warum um alles in der Welt sollte man bei kaum einem Windhauch nicht ein Grün anpeilen, das nur 185 Meter weit weg liegt? – Es sei denn, man stellt plötzlich fest, dass man vier unter Par liegt, rastet auf einmal aus und fängt an, sich lauter irrelevante Fragen zu stellen.

»Man könnte fast meinen, dass es dir peinlich ist, gut zu sein, Travis«, sagte Earl nach der Runde. »Als ob du dich dafür schämst. Und deshalb wartest du nur darauf, dass dir die Golfgötter auf die Schliche kommen und dich am Kragen packen, sobald du einmal vier unter Par liegst. Travis, es ist kein Verbrechen wider die Natur, wenn du etwas hervorragend machst... schon gar nicht so etwas abgrundtief Belangloses wie Golf spielen.«

Und außerdem, wenn ich mal einen Absatz lang philosophisch werden darf, geht es hier noch um ein viel grundlegenderes Prinzip, und das gilt für alles, was man anpackt, ob es sich um die Berufswahl handelt oder darum, wie man ein Omelett backt, und das lautet, dass nichts so konsequent gefährlich ist – ganz zu schweigen davon, dass es einem jegliches Selbstvertrauen raubt und einen trübsinnig in sein Bier starren lässt –, wie auf Sicherheit zu spielen.

Natürlich könnte ich mit dieser These auch falsch liegen.

KAPITEL 23



Wenn ich jetzt auf die Geschehnisse beim Bell South Classic in Nashville, Tennessee, am ersten Wochenende im Juni zurückblicke, dann fällt mir auf, dass Earl einen versteckten Hinweis nach dem anderen fallen ließ, wie das Ganze ausgehen würde. Aber damals war ich glücklicherweise zu sehr mit mir selbst und dem Turnier beschäftigt, um seine Andeutungen zu verstehen.

Zunächst einmal war da Earls leichtes, aber unübersehbares Hinken. Vielleicht hatte ich nie genau hingesehen, aber in den sieben bisherigen Turnieren war mir nicht aufgefallen, dass Earl hinkte.

Noch weitaus verwunderlicher war, dass Earl, der sonst nie auch nur die geringste Anspannung auf dem Golfkurs zeigte und der nach einem Jahrzehnt als Zielscheibe in Südostasien die Vorstellung von nervlichem Druck im Sport als geradezu beleidigend empfand, noch nervöser war als ich.

Ja, ich hatte gerade drei Birdies in Folge geschlagen, und, ja, ich lag zum ersten Mal in einem Profiturnier im Tie mit einem weiteren Spieler in Führung. Doch es war gerade mal Samstag. So wie ich das sah, konnte ich zumindest noch bis Sonntag

warten, bevor ich anfang, vor lauter Nervosität nur noch Mist zusammenzuspielen.

Und dann war da noch Earls *ständiges Drängen*, das angesichts der Umstände etwas unangebracht erschien. Selbst nachdem ich die Löcher 15, 16 und 17 mit Birdie absolviert hatte, schwang Earl noch die Peitsche wie ein Jockey auf der Zielgeraden. »Wir brauchen noch ein Birdie, Travis«, sagte Earl, als wir uns dem 18. Grün näherten. »Unbedingt!«

Nun schätze ich ein Birdie gewiss nicht minder als jeder andere Golfer, und ich verstehe auch, dass man bei einem guten Lauf das absolute Maximum herausholen will, aber warum, so fragte ich mich, war das ausgerechnet jetzt so wichtig?

Und zu guter Letzt kam dann noch Earls hintersinniges Grinsen hinzu, als ich tatsächlich den letzten Drei-Meter-Putt auf der 18 versenkte und damit allein in Führung ging, sowie seine halblaute Bemerkung: »Pebble Beach, wir kommen.« In Pebble Beach, dem spektakulärsten Golfkurs Amerikas, sollten in einem Monat die US Senior Open ausgetragen werden, doch die einzige Möglichkeit, eine Einladung zu dieser Party zu bekommen, war ein *Sieg* bei einem der vorherigen Turniere, und trotz meines hauchdünnen Vorsprungs von einem Schlag schien dies noch keineswegs sicher oder auch nur in greifbare Nähe gerückt.

Am Abend war dann Earls Nervosität komplett verschwunden, und während des ganzen Abendessens sagte er kaum ein Wort. Ja, er war so ungewöhnlich schweigsam, dass ich ihn schließlich fragen musste, ob er mich denn nicht für die mor-

gige Runde irgendwie psychologisch aufbauen wolle. »Du weißt schon«, sagte ich, »so eine kleine aufpeppende Ansprache, so was aus der Guru/Sportpsycho-Ecke.«

»So wie du puttest und schlägst, Birdie-Man«, erwiderte Earl grinsend, »könntest du das hier im Schlaf gewinnen.«

»Ach, na dann brauche ich mir darüber ja keine Sorgen mehr zu machen«, bemerkte ich. »Allerdings mache ich mir langsam ein paar ernsthafte Sorgen um dich.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Earl, »ich mache mir jeden Tag Sorgen um mich. Das ist es, was mich so auf Zack hält.«

Obwohl Earl sich doch ein bisschen zu geheimnisvoll gab, half mir sein zurückhaltender Ton, mich zu entspannen. Ich sank problemlos in einen tiefen, festen Schlaf.

Bis ich um drei Uhr morgens von dem Geräusch sturzbachartig niedergehenden Regens geweckt wurde, gerade so, als ob der Himmel sämtliche Schleusen aufgerissen hätte. Ich kämpfte mich aus dem Bett hoch und wankte zum Fenster. Es goss so heftig, dass ich nicht einmal die Terrasse sehen konnte. Und als ich dreieinhalb Stunden später endgültig aufstand, regnete es immer noch wie aus Kübeln.

Ich bin mir sicher, dass Ben Hogan in diesem Moment finstere Blicke gen Himmel gerichtet und in ganz unmissverständlichen Worten gefordert hätte, dass der verfluchte Regen gefälligst aufhören solle, damit er in aller Ruhe sein Golfturnier ohne irgendwelche Einmischung von oben gewinnen könnte. Und ganz ohne Zweifel hätte Jack Nicklaus die Aussicht, sein erstes Profiturnier auf irgendeine andere als vollkommen re-

gulaire Weise zu gewinnen, als geradezu abstoßend empfunden.

Aber ich bin weder Ben Hogan noch Jack Nicklaus. Ich bin Travis McKinley. Und wenn jemand von Ihnen an diesem Morgen im Zimmer 1215 des Nashville Ramada zugegen gewesen wäre, dann hätte sich ihm ein höchst unwürdiger Anblick geboten, nämlich der eines erwachsenen Mannes, der in ausgeleierter Unterwäsche auf dem Teppich des Hotelzimmers auf die Knie fällt, dem lieben Gott mit einem halben Dutzend inbrünstiger Gebete samt Halleluja und Amen zur Last fällt und ihn demütigst darum bittet, dass der Regen nur immer weiter niedergehen möge... »Ihr Wolken am Himmelszelt«, so kam es mir, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, über die Lippen, »ergießt nur weiter Euer endloses Nass über die verdorrte Erde.«

Fünf Minuten später wurden meine Gebete von Earl unterbrochen, der mich anrief, um mir seine Glückwünsche für meinen *ersten Sieg in einem Profiturnier* auszusprechen. Weitere zwei Stunden später erhielt ich den Anruf vom Turnierbüro. Ob ich bitte so nett wäre, zum Golfkurs herüberzukommen und meine Trophäe sowie meinen Scheck über 165 000 Dollar abzuholen?

Muss man dieses Land nicht einfach lieben?

Ich fand, dass dies Grund genug war, um meine Nachkommenschaft in Winnetka aus dem Bett zu holen.

»Einhundertfünfundsechzigtausend Dollar«, wiederholte Simon erschlagen. »Weißt du, was das heißt?«

»Was denn?«, fragte ich.

»Jetzt gehörst du zum Yuppie-Abschaum.«

»Warum stellst du dir nicht lieber vor, wie ich am Steuer eines riesigen, weinroten BMW sitze?«, war mein Gegenvorschlag.

»Mir wird gleich übel«, erwiderte Simon. »Aber herzlichen Glückwunsch.«

Wo hatten meine Kinder nur diese verbitterten Sozi-Parolen her, fragte ich mich, bis es mir dämmerte: Von mir selbst vermutlich.

»Du bist kein Abschaum, Dad«, meinte Noah, »du bist bloß reich.«

»*Your Daddy's rich and your Mama's good-looking*«, trällerte ich in einem plötzlichen Anfall mit Gershwin los. »Kann ich vielleicht auch noch mit besagter Mama sprechen?«

»Sie musste weg, war wieder ein Baby unterwegs«, erklärte Noah. »Du kennst ja Mom.«

»Wohin war es denn unterwegs?«, fragte ich, von meinem Erfolg derart beflügelt, dass ich mich sogar intellektuell dazu imstande fühlte, mit einem Vierjährigen zu flachsen.

»Hör auf, Dad«, entgegnete Noah, der sowieso alles andere als ein durchschnittlicher Vierjähriger ist.

»Du erzählst es ihr, mit einem Gruß von mir, okay?«, sagte ich. »Ich rufe Elizabeth an.«

»Okay, Dad«, versicherte Noah. »Ich erzähl's Mom.«

Nachdem ich Elizabeth angerufen hatte, holten Earl und ich uns den Gewinn ab – sowohl Hard- als auch Software – und

steuerten anschließend auf direktem Wege das teuerste Nouvelle-Cuisine-Restaurant von Nashville an, in dem wir uns genauso aufführten, wie es von zwei wohlhabenden guten Kumpels im reiferen Alter, denen ihre monetären Höhenflüge zu Kopf gestiegen sind, erwartet wird. Wir aßen zu viel. Wir tranken zu viel, und wir redeten und lachten viel zu laut. Es war einfach wundervoll.

Trotz meines unverhofften Geldsegens war ich, wie sich herausstellte, nicht annähernd so wohlhabend wie Earl, der mir nun verriet, dass sein Aktienpaket an einem guten Tag zwischen einer und anderthalb Millionen Dollar wert war. Nichtsdestotrotz schrieb ich ihm einen Scheck über 33 000 Dollar aus.

Vielleicht war es der Wein oder die angenehme Gesellschaft oder auch beides zusammen, jedenfalls wurde ich nach einer Weile dann doch etwas rührselig. »Earl«, sagte ich, »ich fände es am besten, wenn du mich von jetzt an nicht mehr Travis nennen würdest, sondern einfach nur ›gegenwärtiger Champion der Bell South Classic‹.«

»Das wäre mir natürlich eine große Ehre«, erwiderte Earl, kaum weniger gerührt als ich. »Aber es wäre auch ganz schön geprahlt, findest du nicht? Vor allem, wenn man das Sternchen mit der Anmerkung bedenkt, dass es ein Gewinn wegen schlechten Wetters war.«

»Ein Hoch auf das Sternchen«, rief ich.

»Und ein Hoch auf die US Senior Open«, stimmte Earl ein und hob sein Champagnerglas.

»Auf Pebble Beach«, sagte ich und stieß mit ihm an. »Ich werde den Kurs in die Knie zwingen.«

»Oh, Mann«, stöhnte Earl. »Wenn wir nur nicht noch Mal an deinen Worten gemessen werden!«

Kurzum, wir lachten uns ins Fäustchen und rieben uns die Hände über unseren Gewinn.

Wieder im Hotel angelangt versuchte ich noch einmal, Sarah anzurufen, doch sie war noch immer nicht aus dem Krankenhaus zurück, was mich mit einem zutiefst unbefriedigenden Gefühl erfüllte. Um mich ein wenig aufzumuntern, ging ich zur Rezeption hinunter, kodierte meinen 165 000-Dollar-Scheck, stopfte die Kopie in einen Umschlag und schickte ihn per Kurier an meinen alten Kumpel Mike Kidd in Chicago. Ach ja, und dazu schrieb ich noch einen unglaublich griffigen Slogan:

»Leck mich!«

KAPITEL 24



»In all den Jahren«, verkündete Earl ohne einen bestimmten Anlass, eigentlich fast so, als ob er nur mit sich selbst spräche oder plötzlich beschlossen hätte, sich mit dem Sonnenuntergang zu unterhalten, »ist mir nie etwas Traurigeres, Erbärmlicheres und abgrundtief Jämmerlicheres untergekommen als ein verliebtes menschliches Wesen.«

Nach Nashville war die Tour für eine Woche nach Phoenix, Arizona, weitergezogen, und an unserem ersten Abend dort saß ich neben Earl auf der Terrasse des Hiltons und fragte mich, was Sarah wohl im Augenblick machte und wie hoch – wenn überhaupt noch – ich wohl in ihrer Gunst stand.

»Ach wirklich?«, fragte ich meinen Berater für physische wie auch spirituelle Belange.

»Nehmen wir doch mal dich als Beispiel«, sagte er.

»Na gut«, willigte ich ein. »Da ich ja gerade sowieso nicht allzu beschäftigt bin.«

»Was siehst du gerade?«, fragte Earl.

»Einen Sonnenuntergang und den Wüstensand, der aussieht, als ob er in Flammen steht«, antwortete ich.

»Würdest du sagen, dass das ein schönes Panorama ist, Travis?«

»Atemberaubend, Earl.«

»Und wie steht's denn so mit dem Wetter? Wie würdest du das beschreiben?«

»Verdammt angenehm«, erwiderte ich.

»Zum Henker mit deinem angenehm«, sagte Earl. »Es ist perfekt. Herrgott, es ist so absolut perfekt, dass ich nicht einmal den leisesten Luftzug auf der Haut spüren kann. Und was ist das, was du da in der Hand hältst?«

»Ein eiskaltes Budweiser. Soll ich dir auch eins holen?«

»Nein, nein, danke. Nun zu deinem Bankkonto? Wie sieht's damit aus?«

»Ich will ja nicht protzen, Earl, aber es ist um sechs Stellen voller als noch vor drei Tagen.«

»Dem Regen sei Dank.«

»Das Getreide muss schließlich auch wachsen«, stimmte ich zu.

»Und womit verdienst du gleich noch mal deine Brötchen?«

»Earl, ich spiele Golf.«

»Also Moment, darf ich das kurz mal klarstellen. Du wirst dafür bezahlt – und zwar nicht allzu knapp, wie es scheint –, auf den schönsten Plätzen des Landes Golf zu spielen?«

»Ist schon eine verrückte Sache, was?«

»Das heißt, du kippst also hier ein kühles Bierchen, genießt dabei einen der spektakulärsten Ausblicke auf diesem Planeten, hundertfünfunddreißig Riesen auf deinem Konto, die täg-

lich deine Zinseinkünfte mehren, das Ganze als Folge einer so drastischen Verbesserung deiner Lebensumstände, dass man dem lieben Gott schon Günstlingswirtschaft vorwerfen könnte, und *wie geht es dir?*«

»Elend«, antwortete ich.

»Womit bewiesen wäre, dass du ein absolut hoffnungsloser Fall bist. Und jetzt hätte ich gerne dieses Bier.«

KAPITEL 25



Auf den Tag genau vier Wochen nach meiner Unterhaltung mit Herzog Earl auf der Terrasse schritt ich zum ersten Abschlag beim Nationwide Championship in Alpharetta, Georgia. Ich war ein neuer Mensch.

Wie hätte es auch anders sein sollen? Im Verlauf von ein paar Monaten hatte ich mein altes Leben als Werbetexter abgestreift und war als Profisportler reinkarniert worden. Zuerst hatte ich es auf die Senior Tour geschafft. Dann ein Turnier gewonnen und in zwei Tagen mehr Geld verdient als sonst in zwei Jahren. Darüber hinaus hatte ich mir mit alledem auch noch ein zweites Jahr auf der Tour und eine Einladung zu den US Senior Open gesichert sowie die Chance, nicht nur für harte Dollars, sondern auch noch für einen Platz in der Geschichte anzutreten.

Ich will Ihnen sagen, wie sich all diese glücklichen Fügungen auf mein Spiel und mein Befinden auswirkten.

Ich konnte keinen Drive mehr schlagen. Ich konnte nicht mehr putten. Ich beherrschte meine Eisen nicht mehr. Und ich konnte erst recht nicht mehr chippen. Falls ich noch irgendet-

was vergessen haben sollte, so sei nur gesagt, dass ich auch das nicht mehr konnte.

Im Verlauf eines Monats rutsche ich von beständigen unter siebzig auf hartnäckige über achtzig. Meine letzten drei Gesamtplatzierungen waren letzter, letzter und letzter – *Erkennen Sie da womöglich ein Muster?* –, und mein Score bei den Cadillac NFL Classics – 83, 86, 87 – dürfte wohl den zweifelhaften Ruhm genießen, als höchste je erzielte Drei-Runden-Gesamtwertung in die vierzehnjährige Geschichte der Senior Tour einzugehen. Was mir nach meinem Sieg in Nashville widerfuhr, war nicht etwa ein Absacken oder ein Durchhänger, es war der freie Fall ins Bodenlose.

Um meinen Seelenzustand war es ähnlich bestellt – ein Molotow-Cocktail aus Depressionen und Panik. Wenn »Yips« die unerklärliche, zittrige Nervenstörung ist, die einen beim Putten befallen kann, dann litt ich unter einer weitaus übleren und allumfassenderen Krankheit, die jede einzelne Geistes- und Körperfunktion sabotierte. Ich stieg sogar auf einen Elektrorasierer um aus lauter Angst, mir beim Rasieren versehentlich ernsthaften Schaden zuzufügen.

Die gesamte Riege der bekanntesten Golfschwung-Doktoren machte ihre Hausbesuche bei mir. David Leadbetter, der sich durch seine Arbeit mit Nick Faldo und Nick Price einen Namen gemacht hatte, verschrieb mir eine Komplettüberholung meines Schwungs, die es mir erlauben sollte, meinen Oberkörper anstatt meiner Beine als »Schwungmaschine« einzusetzen. Burch Harmon unterzog mich auf der Driving Range

einer kritischen Betrachtung. Jim McLean analysierte jeden Millimeter meines Schwungs auf Video. Und der irische Mystiker Mac O'Grady gab mir ein zweisilbiges Mantra mit auf den Weg, das ich im höchsten Punkt meines Rückschwungs sprechen sollte. Ich würde Ihnen ja gerne sagen, wie es lautet, wenn ich nicht selbst zweitausend Dollar dafür bezahlt hätte.

Mit jedem Tag identifizierte ich mich mehr mit dem Etikett, das mir in dem Artikel, den Trevino erwähnt hatte, verpasst worden war – »das Wunder aus der Q-School«. Ich kam mir vor wie ein Scharlatan. Der Hochstapler des Jahres. Jemand, der sich bei einer Party für geladene Gäste reingeschmuggelt hat. Ich sah mich schon als den ersten Profigolfer überhaupt, der die Tour verließ, und zwar aus Scham.

Ganz ohne Zweifel war ich geistig erschöpft und völlig überreizt in Sachen Golf. Versuchen Sie einmal, fünfundvierzig Tage in Folge Golf zu spielen, nachdem sie bis dahin dreißig Jahre lang nur zweimal die Woche gespielt haben. Aber noch schlimmer als alles andere war mein Heimweh. Ich hatte Sehnsucht nach meiner Familie. Noah und Simon und Elizabeth fehlten mir. Pop und mein zeckengeplagter Vierbeiner fehlten mir. Und Sarah fehlte mir mehr als jemals zuvor in meinem Leben, da ich sie durch diese grausame Wendung des Schicksals genau in dem Augenblick verloren zu haben schien, als ich selbst etwas fand, das ich mit ihr teilen konnte.

Aber so sehr ich mir in den vergangenen Wochen einerseits gewünscht hatte, nach Hause zu fahren, hatte ich mich ande-

rerseits davor gedrückt: aus Angst, Sarahs einzige Reaktion wäre eine noch endgültigere Absage.

Was, wenn sie nach einigen Wochen ruhigen und objektiven Nachdenkens zu dem unvermeidlichen Schluss gekommen war, dass sie ohne mich besser dran sein würde? Wenn das ihre Entscheidung sein sollte, dann war ich nicht sicher, ob ich je darüber hinwegkommen würde. Andererseits waren meine Befürchtungen inzwischen so quälend, dass die Realität auch nicht mehr schlimmer sein konnte.

Es war an der Zeit, mit Sarah zu sprechen, egal, was sie mir eröffnen würde. Es war höchste Zeit, meine Kinder wieder einmal in die Arme zu schließen. Es war höchste Zeit, nach Hause zurückzukehren, selbst wenn es sich als mein letzter Besuch dort erweisen sollte.

KAPITEL 26



Als ich am Montagmorgen in meinem Mietwagen vom O'Hare Flughafen in Chicago Richtung Winnetka fuhr, konnte von freudiger Erwartung und Erregung keine Rede sein.

Kein Sinatra tönte aus den Boxen mit einem »Come Fly with Me«. Stattdessen herrschten Stille und gedrückte Stimmung.

Im Verlauf dieses Abends würde ich vielleicht meine letzte richtige Unterhaltung mit Sarah führen, und diese Möglichkeit war so niederschmetternd, dass ich sie mir gar nicht vorstellen, geschweige denn hinnehmen wollte.

Als ich in unsere Straße einbog, die Old North Winnetka Road, kam ich mir vor wie ein fünfzigjähriger Adam, der kurz vor der Vertreibung einen letzten, traurigen Blick auf sein ehemaliges Paradies wirft. Jedes altvertraute Detail, von der kreisrunden Auffahrt zum Lampke-Haus bis hin zu der Bremsschwelle vor dem Haus der Crasswellers, erschienen mir wie etwas, das ich gerade im Begriff war, zu verlieren.

Als ich Samstagnacht Sarah angerufen und sie über meinen bevorstehenden Kurzbesuch unterrichtet hatte, war sie nicht gerade enthusiastisch gewesen. Sie musste am Montag arbeiten, hatte sie mir gesagt, und würde voraussichtlich erst spät

zurückkommen – aber Elizabeth, die übers Wochenende zu Besuch gekommen war, entschloss sich sogleich, noch ein paar Tage länger zu bleiben. Und Simon und Noah kündigten an, dass es ihnen nicht das Geringste ausmachen würde, Fußballtraining beziehungsweise Feriencamp für einen Tag zu schwänzen.

Trotzdem dachte ich auf dem Heimflug und der Fahrt in die Stadt ständig an Sarah. Ich weiß auch nicht, weshalb. Vielleicht hing es damit zusammen, dass mich inzwischen das Gefühl beschlichen hatte, die Kinder ebenso wenig wie Sarah zu verdienen, nur dass sie mich vermutlich nicht allzu sehr vermissen würden. Wie so viele Väter betrachtete ich mich allmählich als das einzige schwache und verzichtbare Glied in der Familie. Ich erwartete schon fast, dass ich beim Betreten unseres Heims jeden Hinweis auf mich aus Schränken und Regalen getilgt finden würde.

Stattdessen traf ich auf Simon, Noah und Elizabeth, die im Hof standen und ein Banner mit der selbst gemalten Aufschrift »Das Zuhause von Travis McKinley, Gewinner der Bell South Classic!!!« hochhielten.

Mann oh Mann, das war vielleicht ein Anblick. Und als ich aus dem Auto stieg, sprang Noah mir direkt in die Arme und klammerte sich so fest an mich, dass ich kaum noch Luft bekam. Sogar Simon und Elizabeth umarmten mich auf eine Art und Weise, wie sie es noch nie getan hatten.

Aber es war nicht nur diese Woge körperlicher Zuneigung. Auch wie sie mich ansahen: Sie versuchten, mir etwas zu sa-

gen, und zwar so absolut klar und eindeutig, dass nicht einmal ein Idiot wie ich es übersehen oder womöglich völlig verdrehen konnte. *Sie hatten mich lieb. Sie hatten mich vermisst. Sie waren stolz auf mich.*

Auch ich war stolz auf das, was ich geleistet hatte, doch in letzter Zeit war ich wegen Sarah so verzweifelt gewesen, dass es fast bedeutungslos geworden war. Für meine Kinder war es dagegen der reinste Kick, und mehr noch. »Dad, ich hab meinen Freunden immer erzählt, was du für ein toller Sportler bist«, sagte Simon, »aber die haben's mir nie geglaubt. Jetzt haben sie gar keine andere Wahl mehr, als es zu schlucken.«

Sogar aus Elizabeth sprudelte es nur so heraus: »Ich sag dir, du bist der Held der ganzen medizinischen Fakultät von Yale. Man könnte fast meinen, du hast den Nobelpreis für Medizin gewonnen, so wie mich der Institutschef neuerdings behandelt. Das heißt, nein, damit würdest du wohl eher um eine Stufe in seiner Gunst sinken. Vielleicht, weil die alle Golf spielen, und zwar richtig mies, jedenfalls fragen sie pausenlos nach dir.«

»Du bist echt cool, Dad«, nuschelte Noah an meinem Hals. Er hatte seinen Klammergriff um mich noch kaum gelockert, und in den kommenden zwei Tagen sollte es mir nur insgesamt bescheidene zehn Minuten lang gelingen, mich seiner zu entledigen.

Dieser Tag war einer der schönsten meines Lebens. Mir wurde dabei klar, dass ich sie bestimmt nicht verlieren würde, egal was passierte. Der Tag brachte noch eine Erkenntnis. Ich hatte nie verstanden, wie sehr sich Kinder nach einem Vater

sehen, auf den sie stolz sein können. Mir kam der Gedanke, dass mein kleiner Höhenflug auf sie womöglich einen noch größeren Eindruck gemacht hatte als auf mich, indem er ihnen zeigte, dass es richtig ist, das zu tun, was man will. Dass sie sich nicht mit einem nervtötenden Nine-to-five-Job abfinden müssen, der ihnen zuwider ist. Dass man Möglichkeiten hat. Mir war klar, dass sie einiges in dieser Art bereits von Sarah gelernt haben, aber ich musste es ihnen auch noch zeigen. Es ist schwer zu erklären.

Ich weiß nicht, wie viel sie von den Spannungen zwischen Sarah und mir mitbekamen. Elizabeth und Simon haben sicher davon gewusst. Vielleicht auch alle drei, denn das Bedürfnis, gemeinsam etwas zu unternehmen, war bei ihnen mindestens so stark wie bei mir.

So kam es schließlich, dass wir in der Schlucht schwimmen gingen, einem dieser völlig abgelegenen Gewässer am Ende irgendeines Feldwegs fast schon außerhalb der Stadt, wohin ich mit Elizabeth und Simon mindestens einmal pro Sommer gefahren war und das einen nahezu mythischen Status in Noahs Vorstellungswelt angenommen hatte.

Wir kamen gegen drei Uhr an einem perfekten Julinachmittag in der Schlucht an und hatten sie fast zwei Stunden lang ganz für uns allein.

Das Wasser war ziemlich kühl und die Strömung stark, doch die Sonne schien, um uns zu wärmen, als wir so auf den Felsbrocken lagen, die verstreut halb aus dem Wasser hervorschauten.

Auf dem Felsen am weitesten draußen hockte Simon mit seiner heiß geliebten Oakley-Sonnenbrille auf der Nase, und seine Ohrringe funkelten im Licht.

Ein paar Meter von ihm entfernt saß Elizabeth wie eine brillante Ivy-League-Meerjungfrau, und ihr schönes, braunes Haar fiel ihr glatt über den schmalen Rücken.

Noah kuschelte sich in seiner Schwimmweste auf meinen Schoß, wir hatten uns einen breiten Felsblock ausgesucht, zehn Meter vom Ufer weg. Eine unvergessliche Weile lang lächelten wir einander einfach nur an, ohne ein Wort zu sagen, lediglich umgeben vom Geräusch plätschernden Wassers auf den Steinen.

KAPITEL 27



»**U**nd, wie geht's dem Baby?«, fragte ich Sarah. Sie war eben aus dem Krankenhaus heimgekommen. Ich saß nervös in der Küche und hatte sie erwartet.

»Welchem Baby?«, fragte Sarah. Sie begegnete meinem Blick nur einen flüchtigen Moment lang, ließ ihre Sachen auf einen Stuhl fallen und goss sich ein Glas Weißwein aus einer halb vollen Flasche im Kühlschrank ein.

»Dem ersten, das dieses Jahr in Winnetka zur Welt kam«, entgegnete ich, »dem Neujahrsbaby.«

»Ach, dem geht's prima«, sagte Sarah. »Es hat ein gepierctes Näschen. Es ist indisch.«

Noah war um zehn Uhr endlich doch noch eingeschlafen, Elizabeth und Simon gegen halb eins, aber Sarah war erst um kurz vor zwei Uhr nachts nach Hause gekommen.

Natürlich war es denkbar, dass ein Notfall im Krankenhaus sie aufgehalten hatte, doch es schien eher wahrscheinlich, dass sie absichtlich so lange ausgeblieben war, da sie die bevorstehende Unterhaltung genauso fürchtete wie ich.

Seit jetzt ziemlich genau einem Jahr sprach Sarah kaum noch mit mir. Anfangs hatte sie mir auf meine Fragen hin noch ver-

sichert, dass alles in Ordnung sei, irgendwann dann eingestanden, dass doch etwas nicht stimme. Und seit zwei, drei Monaten sprach sie nur von Scheidung. Alles, ohne mir auch nur einmal den Grund dafür zu sagen.

So konnte ich mir schließlich die Tatsache, dass Sarah kein Interesse mehr an mir hatte, nur noch damit erklären, dass aus ihrer Sicht sowieso schon alles aus und vorbei war.

»Warum musste es dazu kommen, Sarah?«, fragte ich sie jetzt.

»Ich weiß nicht, Travis. Ich habe mir schon dieselbe Frage gestellt.«

»Nun, wann hat alles angefangen?«

»Travis... « Sie hob an, etwas zu sagen, blickte dann aber nur auf die Küchenanrichte nieder und fing an zu weinen.

»Ich habe mich verändert«, sagte ich. »Ich konnte das nicht, solange ich bei Burnett gearbeitet habe. Mir war nicht mal klar, woran es lag. Ich wusste lediglich mit Sicherheit, dass alles irgendwie verkehrt war.«

»Ach, jetzt komm aber, Travis.«

»Sarah, ich weiß, dass ich eine Zeit lang eine ziemliche Krise hatte. Ich weiß, dass ich dich mehr als einmal habe hängen lassen.«

»Nachdem Noah da war und nicht einmal das dich aufheitern konnte, habe ich angenommen, dass wir dir einfach nicht so viel bedeuten, und nie bedeutet haben.«

»Sarah, bis zu der Nacht, als ich die Qualifying School geschafft hatte, wusste ich selbst nicht, wie unglücklich ich war.

Aber das heißt nicht, dass ich dich und die Kinder nicht geliebt habe. Ich kann mir schon vorstellen, dass ich wie ein undankbarer Jammerlappen gewirkt haben muss, bloß können einen leider auch eine großartige Frau und wundervolle Kinder nicht dazu bringen, sich selbst zu mögen, auch wenn man sie noch so liebt.«

»Es ist zu spät«, sagte sie. »Es tut mir wirklich Leid. Was soll's, ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich wüsste, wie ich mit diesem neuen Travis umgehen soll. Vielleicht ist es am besten, wenn ich dich freigebe.«

»Sarah, ich will nicht frei sein. Ich will Ketten und eine Bleikugel und ein festes Schloss.«

»Du hattest immer schon eine romantische Vorstellung von der Ehe, Travis«, sagte Sarah mit dem Ansatz eines Lächelns durch ihre Tränen hindurch.

»Sarah, du bist die einzige Frau für mich«, flehte ich sie an. »Und das war immer schon so. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, wenn ich nicht mitansehen kann, wie du alt und runzlig wirst.«

»Ich bin schon alt und runzlig.«

»So ein Unsinn«, erwiderte ich. »Ich will dich ansehen können und dich daran erinnern, wie wunderschön du bist, und dabei wissen, dass wir das ganze Leben zusammen durchgestanden haben.«

»Man bekommt nicht immer, was man will, Travis.«

»Können wir es nicht versuchen, Sarah?«

»Es ist einfach zu spät, Travis«, sagte sie. »Es wäre mir auch lieber, wenn es nicht so wäre, ehrlich.«

Und dann ging sie nach oben und zu Bett, allein.

KAPITEL 28



Am nächsten Vormittag stand plötzlich mein dreiundneunzigjähriger Großvater – vor zwei Wochen hatte er zur Feier seines Geburtstags eine glatte 98 gespielt – mitten auf dem 12. Fairway des Creekview Country Club und ließ drei Titleists auf den sattgrünen Boden fallen.

Es mag vielleicht wenig Schlimmeres als einen Winter in Chicago geben, aber dafür gibt es auch kaum etwas Besseres als einen Juli in Chicago, und dieser Vormittag war ein prächtiges Beispiel dafür, mit einer Temperatur etwas unter dreißig Grad und einer schwachen Brise, die für eine leichte Abkühlung sorgte.

So viel war passiert, seit ich das letzte Mal hier gewesen war, und vielleicht wollte Pop mich ja eben daran erinnern, als er mit mir an genau die Stelle spazierte, an der wir bei unserer letzten Golfstunde gestanden hatten. Das Fairway, das damals hart und schmutzig gewesen war, war jetzt mit üppigem grünem Gras bedeckt. Die riesige Eiche gut vierzig Meter entfernt, damals ein blattloses Hindernis, stand jetzt in vollem, glänzendem Laub.

»Pop«, sagte ich, »Sarah will sich scheiden lassen.«

»Und was willst du, Travis?«, fragte er. Als ob ich noch eine Wahl gehabt hätte.

»Ich will, dass wir zusammenbleiben.«

»Hast du ihr das gesagt?«

»Ja.«

»Dann hast du getan, was du konntest. Wie die Liebe so versickert, das ist eins der großen Geheimnisse dieses Planeten, aber eins habe ich zumindest gelernt, nämlich dass du niemanden zwingen kannst, dich zu lieben. Ist ein bisschen, wie wenn man Birdies hinterherrennt. Wenn man sie zu sehr will, dann macht man es nur noch schlimmer.«

»Pop, ich komme mir wie ein Schwindler vor auf der Tour«, gestand ich.

»Travis, warum musst du bloß immer so lange an etwas herumkritteln, bis du das Blech unterm Gold hervorgekratzt hast? An dir ist gar nichts geschwindelt, Travis. Du bist höchstens zu anständig und stehst dir deshalb selbst im Weg.«

»Also, was soll ich nun schlagen, Pop?«, fragte ich schließlich und blickte dabei auf die drei Bälle, die er ins Gras geworfen hatte.

»Für mich musst du überhaupt nichts schlagen, Travis«, erwiderte er, und dabei lag ein Leuchten in seinen Augen, das von seinem hohen Alter völlig unberührt geblieben war. »Mir musst du nichts mehr beweisen und auch nicht Sarah oder deinem Vater oder sonst wem. Ich will nur, dass du die Bälle hier aufhebst und nächste Woche bei der Open damit spielst, und ich will, dass du verdammt noch mal einen Heidenspaß

dabei hast, weil mir nämlich das Zuschauen ganz bestimmt Spaß machen wird, das kannst du mir glauben. Und übrigens, Travis, an deinem Schwung ist absolut nichts verkehrt.«

»Pop, du hast mich nicht einmal einen Ball schlagen sehen.«

»Das brauche ich auch nicht.« Und damit drehte er sich um und steuerte das Clubhaus an. »Die Lehrstunde ist vorbei, Travis«, rief er. »Komm, wir trinken einen.«

KAPITEL 29



Drei Stunden später stand ich an der Ecke Commonwealth und Baxter Street in Chicago: Meine Hände zitterten wie bei einem alten Schnapsbruder, und ein breites Grinsen lag auf meinem Gesicht.

Obwohl die Fakten absolut unumstößlich waren, konnte ich nach wie vor nicht wirklich glauben, was ich da gerade getan hatte.

Wie immer hatte mein Treffen mit Pop meinen Gemütszustand drastisch verbessert, aber so sehr er sich auch bemüht hatte, es war ihm nicht annähernd gelungen, meine Gedanken von Sarah abzulenken. Und so machte ich auf dem Weg zum Flughafen, von dem aus ich nach San Francisco und zu den US Open fliegen wollte, einen kleinen Umweg und tat etwas, das man unter den gegebenen Umständen gut und gerne als geisteskrank hätte interpretieren können.

Und doch hegte ich, während ich so in der angenehmen Nachmittagssonne auf dem Gehsteig stand und elegante Einkaufsbummler in Designeranzügen und schicken Kleidern an mir vorbeieilten, aus unerfindlichen Gründen nicht den leisesten Wunsch, es wieder rückgängig zu machen. Vielmehr

war mein Verhalten derart überzogen, dass ich schon wieder einen gewissen Seelenfrieden empfand, der von dem Bewusstsein herrührte, alles in meiner Macht stehende getan zu haben. Schließlich hatten sowohl Pop als auch Sarah mich darauf hingewiesen, dass nicht alles in meiner Hand lag.

Und warum war ich nun derart aus dem Häuschen, dass ich genauso gut splitternackt an dieser Chicagoer Straßenecke hätte stehen können?

Ich würde es Ihnen gerne sagen. Ehrlich. Aber es geht einfach nicht.

Es ist zu peinlich.

DRITTER TEIL
DAS WUNDER AUF DEM 17. GRÜN



KAPITEL 30



So richtig bewusst wurde mir die Tatsache, dass ich in Pebble Beach war und bei den US Senior Open spielte, in ihrem vollen, von himmlischen Sphärenklängen begleiteten Ausmaß, erst unmittelbar vor Beginn der ersten Runde am Donnerstag.

In diesem Moment stand nämlich Earl auf dem berühmtesten aller Übungsgrüns plötzlich hinter mir, klopfte auf meine Schulter und sagte: »Travis, auf geht's, an die Arbeit.«

Bis dahin hatte ich mehr oder minder zerstreut Zwölf-Meter-Annäherungs-Putts quer über die riesige, blitzschnelle Ellipse gespielt und ansonsten wie jeder x-beliebige Tourist gebannt die grandiose, wildromantische Küstenkulisse in mich aufgesogen und das geradezu göttlich anmutende, klare Licht Nordkaliforniens bewundert, das jede Oberfläche mit einem metallischen Glanz überzog.

Als wir uns nun einen Weg durch die Menge bahnten, versagten mir meine Beine beinahe ihren Dienst, und wie ich so verzweifelt versuchte, das Grundprinzip des Gehens – rechter Fuß, linker Fuß – wieder zu erlernen, kam ich mir vor wie James Cagney in »Chicago« kurz vor seiner Hinrichtung, als er vom Gefängnis zur Gaskammer geführt wird.

Nur ein einziges Mal war ich auf einem Golfkurs noch nervöser gewesen: Das war an jenem Nachmittag vor neununddreißig Sommern, als ich nach drei Jahren bloßen Bälleschlagens zum ersten Mal eine richtige Runde spielen durfte und mein Großvater mich nach Hubbard Heights, dem etwas abgenutzteren der beiden öffentlichen Golfplätze von Winnetka mitnahm.

In Hubbard Heights verläuft der erste Abschlag parallel zu einem großen italienischen Restaurant mit Bar, das sich die Working-Class-Stammkundschaft zu ihrem eigenen Country Club umgebaut hatte und das auf seine ganz eigene Art nicht minder exklusiv war als der Augusta National Golf Club. An diesem Nachmittag tummelte sich auf der großen Betonterrasse eine Horde aus Klempnern und Tischlern, die plötzlich verstummte, als ich zum ersten richtigen Golfschlag meines Lebens antrat. Ich holte einmal hastig Luft und schlug den Ball mit meinem gestutzten Driver schnurgerade 130 Meter weit das steinige Fairway hinunter, was von der Prolo-Tribüne aus mit anerkennendem Gejohle und Gepfeife gewürdigt wurde und von meinem Großvater mit einem herzlichen »Mir scheint, du bist bereit«.

Wahrscheinlich hätte ich auch jetzt Pops tröstlichen Beistand gut gebrauchen können, denn alles, was ich bei meinem ersten offiziellen Drive auf Pebble Beach zustande brachte, war ein schwächlicher Stoß, der mich bis in die ersten Ausläufer des Rough brachte, noch ganze 170 Meter vom Grün entfernt. Aber

ich war kein Quäntchen weniger begeistert über diesen Schlag als bei meinem ersten Drive in Hubbard Heights.

Meine Spielpartner an diesem Tag waren Jim Colbert und der Südafrikaner Simon Hobday. Colbert, der beständig unter den ersten fünf auf der Preisgeldliste der Senior Tour stand, ist ein Ex-Football-Spieler mit Granitgebiss und Bürstenhaarschnitt, dessen Umgangsformen auf dem Platz irgendwo zwischen extrem kühl und schlichtweg ruppig angesiedelt sind. Hobday mit seinem Yosemite-Sam-Schnauzbart und dem riesigen, schwarzen Crocodile-Dundee-Hut, den er immer trug, ist dagegen herzlich und gesprächig. Aber beide lassen sie beim Spielen ganz ungeniert den Golf-Macho heraushängen.

»Jetzt schau dir mal diese zwei Cracks da an, wie die das Fairway runterstolzieren«, sagte Earl. »Die glauben wohl, dass ihre Eier aus Messing sind.« Ich weiß ja, dass Colbert und Hobday nichts dafür können, muskelbepackt und nur so vor Saft und Kraft stotzend in ihr Erdendasein geschickt worden zu sein, aber als ein Mann, der mit knapp eins neunzig noch nie mehr als 68 Kilo auf die Wage gebracht hat, habe ich mich mit solchen Kleiderschränken immer ziemlich schwer getan. Wie Earl mir befohlen hatte, machte ich mich also an die Arbeit.

Die US Open ist eins von nur vier Turnieren der Senior Tour, bei denen nach den ersten zwei Spieltagen ein Cut stattfindet, sodass man bereits vom allerersten Loch an voll unter Druck steht. Zu Beginn der Turnierwoche war mein einziges Ziel, die ganzen vier Tage bis zum Ende spielen zu können. »Versuch immer, Par zu spielen, das wird reichen«, erinnerte mich Earl

mehrfach, und obwohl ich mit meinem Driver und den Eisenkreuz und quer auf dem Platz landete, biss ich mich immer wieder dahin durch.

Die vielen Übungsstunden, die ich in mein kurzes Spiel gesteckt hatte, fingen allmählich an, sich auszuzahlen. Ich verfehlte zehnmal das Grün, kam aber achtmal davon doch noch mit Par hin. Die zwei Bogeys glich ich mit einem Birdie zum Teil wieder aus, was mich auf 73 und damit eins über Par brachte. Das war eins besser als Colbert und eins schlechter als Hobday und außerdem so ungefähr die Mitte des Feldes.

Die beste Neuigkeit des ersten Tages war mein Putting. Ich sah die Linie wieder, wodurch ich ein paar tückische Zwei-Meter-Putts versenken und mich auf Par retten konnte.

Nach der Runde ging ich auf die Driving Range, um mir meinen Abschlag vorzunehmen, dessen führungslose Flugbahnen mich auf einige nicht so ansprechende Abschnitte von Amerikas malerischstem Golfkurs geführt hatten.

»Ich kann kaum glauben, dass Leute tatsächlich stehen bleiben, um mir beim Schlagen zuzusehen«, sagte ich zu Earl, als sich hinter mir eine größere Menschentraube zu bilden begann.

»Mach' dir da mal keine Sorgen, Hogan, die sind nicht deinetwegen hier«, teilte mir Earl postwendend mit.

Ich schaute über Earls Schulter und erblickte Herman, Lee Trevinos riesigen Caddie, der sich direkt neben uns einrichtete, und gleich darauf Mex höchstpersönlich mit seinem breiten Grinsen, das sein braun gebranntes, ledriges Gesicht in lange, gerade Falten legte.

»Na, wie kommt der Schwung, Travis?«, fragte Trevino.

»Ganz ordentlich, Mr. Trevino«, erwiderte ich.

»Red' nicht solchen Mist, McKinley«, fuhr Trevino lachend fort. »Wenn er wirklich so verflucht ehrerbietig ist«, wandte sich Trevino an die Menge, »wieso versucht er dann, meinen Kindern ihr täglich Brot wegzunehmen?«

Inzwischen ging die Sonne unter, und die Range lag in einem warmen, goldenen Licht. Und obwohl mir bange war, weil ich den Ball nicht gerade schlagen konnte, und ich mich fragte, ob ich wohl morgen immer noch die Linie sehen würde und ob es für Sarah und mich wirklich gar keine Chance mehr gab, überkam mich plötzlich ein Wohlgefühl, wie ich es seit meiner Kindheit nicht mehr verspürt hatte.

Schlicht gesagt: Ich war glücklich. Voll und ganz.

Zu meiner Linken schlug Hiroshi Ishi seine Bälle, ein äußerst exzellenter Spieler aus Japan, der aus einem Fischerdorf in der Nähe von Tokio stammte und kaum ein Wort Englisch sprach. Zu meiner Rechten trainierte der legendäre Trevino, der einst als Driving-Range-Hustler seine ersten Gewinne eingeheimst und inzwischen sieben Major-Turniere und unzählige Millionen gewonnen hat.

Aber an diesem wunderschönen Spätnachmittag schienen die Unterschiede zwischen uns völlig nebensächlich. Wir alle gingen unserer liebsten Beschäftigung nach. Wir waren Profigolfer und mächtig stolz darauf.

KAPITEL 31



Die verfluchte Senior Open auf Pebble Beach.

Der Freitag war eine etwas angespanntere, nervenaufreibendere Version des Donnerstags. Vielleicht vergleichbar mit einem Fahrradreifen, der zehn Pfund mehr Luft drin hatte. Ich traf wieder ein paar Grüns, lochte wieder ein paar Putts ein und schloss mit 71, eins unter Par, ab. Damit kam ich durchs Wochenende, sechs Schläge hinter dem Führenden, Bob Eastwood. Ich gab nicht etwa Vollgas oder vollbrachte sonst irgendein Wunder, aber ich schaffte den Cut.

Am Samstag, einem weiteren makellosen kalifornischen Sommermorgen, legte ich dann los.

Die wundersamen Ereignisse begannen auf der dritten Spielbahn, einem Par-4-Loch, als ich ein bisschen zu aufgedreht war und einen extremen Hook tief ins verwachsene Rough der US Open schlug.

Drei zittrige Schläge später sah ich mich einem zirkusreifen 18-Meter-Schlag aufs Grün gegenüber, mit mehr Breaks, Mulden und Hügeln zwischen mir und dem Loch denn zwischen mir und Sarah, und als ich über dem Ball stand, hoffte ich nur, ihn irgendwie mit zwei Putts ins Loch befördern und halbwegs

psychisch intakt aus dem Ganzen herauskommen zu können. Ich kalkulierte knapp fünf Meter Break ein und schickte den Ball los, und nach einer Zeit, die mir gut und gern wie zehn Minuten vorkam, schlüpfte der Ball von hinten ins Loch wie ein Hund, der den Weg in seine Hütte gefunden hat. »Also, so was nenne ich eine Weltklasse-Fünf«, kommentierte Earl.

Mit diesem Beinahe-Desaster im Rücken wendete sich mein Glück auf dieser Runde um 180 Grad. Von da an war ich so unglaublich ruhig und gelassen, dass ich mir fast schon wie ein Schlafwandler vorkam oder als ob ich gänzlich außerhalb meiner Selbst stünde. Entweder das oder jemand hatte mein Gatorade mit Prozac versetzt.

Den ganzen Tag unterlief mir nicht ein schlechter Schlag. Ich hegte keinen einzigen negativen Gedanken mehr. Ich landete auf jedem Fairway, auf jedem Grün, und schlug meine Eisen so direkt und gerade, dass ich an jedem Loch vor absolut machbaren Birdie-Putts stand.

Mit einer deutlichen weißen Linie, die mir den Weg zeigte, klar vor Augen lochte ich neun davon ein, fünf auf den ersten neun, vier auf den zweiten neun Löchern und erzielte eine 64, acht unter Par.

Jim Colbert begegnete mir an der Ergebnistafel und sagte kein Wort.

So kam es, dass ich an diesem Abend mit Earl gemütlich in meinem Hotelzimmer saß – ich mit einem Bier in der Hand und einem zwei Monate alten Magazin einer Fluglinie vor mir, Earl mit einer seiner geliebten kubanischen Zigarren und dem

»Wall Street Journal« – und dabei der alleinige Führende der US Senior Open war.

Gleichauf auf dem zweiten Platz lagen zwei Jungs, von denen Sie vielleicht schon einmal gehört haben – Raymond Floyd und Jack Nicklaus.

KAPITEL 32



Earl und ich verbrachten den Samstagabend in dem Bemühen, nicht völlig auszuflippen. Fernsehen konnten wir nicht, weil ich in jedem Programm auf der Mattscheibe erschien, und sich auf etwas anderes zu konzentrieren, klappte auch schwer, da pausenlos das Telefon klingelte.

Zuerst war ABC dran, dann CBS, dann NBC. Dann CNN und ESPN und das Golf Network. Sogar Radio Free Europe rief an, aber der eine Anruf, auf den ich wartete, nämlich von Sarah und den Kindern, blieb aus, und jedes Mal, wenn ich es zu Hause versuchte, tönte mir nur die ungerührte Stimme des Anrufbeantworters entgegen.

Was meine Interviews betrifft, so erzählte ich allen mehr oder weniger das Gleiche: »Nein, ich bin noch nicht am Durchdrehen«, und: »Ich weiß, dass ich nicht erwarten darf, zwei der besten Golfer, die es je gab, auf einem der schwierigsten Kurse der Welt in der letzten Runde eines Major-Turniers zu besiegen. Mir liegt eigentlich nur daran, mich vor fünfzehn Millionen Zuschauern nicht völlig zu blamieren.«

Nach ungefähr sechs Ansagen dieser Art hielt Earl es einfach nicht mehr aus. »Ich hoffe doch, dass du diesen politisch kor-

rekten Bescheidenheitsmist, mit dem du hier die Massen fütterst, nicht ernsthaft glaubst«, sagte er. »Du hast heute eine 64 gespielt, und jetzt willst du dich geschlagen geben?«

Earl zog schließlich den Stecker aus der Telefonbuchse und wollte mich schon meiner Nervosität überlassen, als es leise an der Tür klopfte.

»Wer zum Teufel ist das jetzt wieder«, schnaubte Earl los, »vielleicht diesmal Bill und Hillary?«

Aber es war Lee Trevino, von Kopf bis Fuß elegant gekleidet mit Jackett und Krawatte, was eher komisch wirkte, anscheinend kam er gerade von irgendeiner Sponsorenveranstaltung.

»Mr. McKinley, ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern«, sagte Trevino, »ich habe neulich neben Ihnen auf der Driving Range geübt.«

»Das geschieht mir recht«, stöhnte ich.

»Ich kann nicht lange bleiben, und ich weiß auch, dass Sie dringend eine Runde schlechten Schlaf brauchen«, fuhr Trevino fort, »aber ich wollte Ihnen beiden nur alles Gute wünschen für morgen. Nicht vergessen, es gibt einen triftigen Grund, weshalb Sie in diesem Turnier mit zwei Schlägen führen, und das hat nichts mit Glück zu tun. Sie haben genauso hart an Ihrem Spiel gearbeitet wie irgendjemand sonst hier draußen auf der Tour.«

»Vielen Dank«, sagte ich, »egal, wie es ausgeht.«

»Und noch was«, sagte Trevino.

»Was denn?«

»Nennen Sie mich verdammt noch mal Lee.«

KAPITEL 33



Der einundzwanzigste Juli.

Früher Sonntagnachmittag, ungefähr zwanzig vor zwei.

Pebble Beach.

Der letzte Dreier der US Senior Open.

Raymond Floyd. Jack Nicklaus. Und meine Wenigkeit, Travis McKinley.

Besser kann's kaum noch kommen.

Sollte man meinen.

Die Fernsehberichterstatter Brent Musberger und Jim Nantz saßen im Tower. Der Kodak-Zeppelin zog langsam seine Kreise über uns, und wenn mich nicht alles täuschte, dann war der Mann, der sich da im karierten Schottenrock mit Baskenmütze und »Travis Rules«-T-Shirt über die straff gespannten Absperreseile am ersten Tee lehnte, kein anderer als der Schauspieler Bill Murray.

Und etwa auf halber Strecke das erste Fairway hinunter erwartete uns am Rand Bob Rosburg, der ehemalige PGA-Champion, wie ein Unheil bringender Todesengel neben der Kamera, der uns auf den gesamten achtzehn Löchern als Kommentator begleiten sollte.

Für all jene, die nicht den Großteil ihrer Freizeit damit verbringen, im Fernsehen Golf zu schauen, sei hier erwähnt, dass Rosburg, von seinen Kollegen in der Übertragungskabine liebevoll »Rosi« genannt, den Ruf hat, noch bei den langweiligsten Finishes die Dramatik durch ein trauervoll geflüstertes »*Ach, der ist tot, absolut tot*« anzuschüren, sobald ein Ball auch nur ein winziges bisschen von der Ideallinie abweicht.

Ich war gerade dabei, noch ein paar letzte, panische Übungsschwünge zu schlagen, und konzentrierte mich darauf, nicht zu hyperventilieren, als Earl neben mir aufstöhnte: »Oh, Shit.«

Ich drehte mich um und sah den Grund für Earls Ungemach. Dort drüben stand, direkt vorn an der Absperrung, offensichtlich an diesem Morgen frisch aus Chicago eingeflogen, die gesamte noch existierende Nachkommenschaft der McKinleys aus Winnetka, von Pop und Sarah bis zu Elizabeth, Simon und Noah. Der Anblick war mir so willkommen, dass ich einen Augenblick lang dachte, es wäre eine Fata Morgana.

»Es war seine Idee«, rief Elizabeth und hob den rot anlau-fenden Noah hoch. »Er hat damit gedroht, in Hungerstreik zu treten, wenn wir nicht herkommen.«

Sie waren so knapp vor dem Beginn angekommen, dass ich kaum noch Zeit hatte, sie der Reihe nach mit Küsschen und Umarmungen zu begrüßen, als ich auch schon von nervösen Turnierleitern mit Rufen und Winken zum Abschlag beordert wurde.

»Ist das nicht toll?«, rief ich Earl zu, während wir zur Mitte des ersten Tees zurückeilten.

»Toll«, wiederholte Earl angewidert und reichte mir meinen Driver. »Was ist denn los, hat dein Hund Flugangst? Ich will dir nur eins sagen, und dann machen wir uns an die Arbeit. Das hier ist kein Familientreffen, sondern die letzte Scheiß-Runde der US Open.«

Nur um Earl zu zeigen, dass ich alles unter Kontrolle hatte, trat ich zum ersten Abschlag an – als gegenwärtig Führender kam mir diese Ehre zu – und pfefferte meinen Drive schnurgerade das Fairway hinunter.

»Travis, Sie sind mein Mann!«, rief Murray, als mein Ball vom Schlägerblatt sauste. »Und solche wie uns gibt's nicht mehr allzu viele.«

KAPITEL 34



Die nächsten rund drei Stunden waren die erhebendsten meines Lebens, gleichzeitig aber auch die anstrengendsten und herzerreißendsten.

Sechzehn Löcher lang tat ich keinen entspannten Atemzug. Nicht ein Abschlag vom Tee, bei dem ich keine Angst hatte, den Ball mit dem Hals des Schlägerkopfs zu treffen, kein Putt, bei dem ich nicht fürchtete, beim Rückschwung im Gras hängen zu bleiben. Ich hatte hier draußen im letzten Dreier mit den zwei weitbesten Golfern nichts zu suchen, und wir alle wussten das. Das Ganze ging so weit über meinen Horizont hinaus, dass ich eigentlich ein Periskop mit mir hätte herumtragen sollen.

Damit ich nicht vollkommen dem überwältigenden Eindruck meiner Umgebung und meiner Gegner erlag, hatte Earl letzte Nacht beschlossen, dass ich nach einem kurzen Händedruck am ersten Abschlag jeden weiteren Blickkontakt oder gar Wortwechsel mit Nicklaus oder Floyd auf der Runde vermeiden sollte. »Wir sind nicht der tollen Erfahrung wegen hier oder damit du in dreißig Jahren deine Großenkel auf deine arthritischen Knie setzen kannst, um ihnen davon zu erzählen,

wie du dir eines schönen Sonntags ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit ›Golden Bear‹ Nicklaus und Great Raymondo geliefert hast. Wir sind hier, um zu gewinnen, genau wie die anderen.«

Ganz wie seine Majestät befahl. Und Earl hatte natürlich Recht mit der Annahme, dass die beiden versuchen würden, mich einzuschüchtern. Floyd leistete sich sogar gleich am ersten Abschlag eine spöttische Anspielung auf meinen wässrigen Triumph, indem er sich mit der Bemerkung an mich wandte: »Sieht heute nicht nach Regen aus, Travis. Kein Wölkchen am Himmel.«

»Das ist auch gut so«, entgegnete Earl an meiner Stelle. »Ich hab nämlich keine Regenjacke eingepackt.«

Mein größtes Problem war mein altbekanntes – das Putting. Angesichts der extremen Belastung kam und ging meine Fähigkeit, die Puttlinie zu sehen, von einem Loch zum nächsten. An manchen Löchern erkannte ich die Linie mit verblüffender Deutlichkeit. An anderen schien das Grün zu meinen Füßen zu *schwimmen*. An manchen Löchern schlug ich den Ball wie Ben Crenshaw höchstpersönlich und versenkte Putts von der Länge eines satten Torschusses. An anderen glich mein Putting dem eines Handicap-14-Spielers, der sich verrückt macht angesichts eines Ein-Meter-zwanzig-Putts, der darüber entscheidet, wer später die Hotdogs spendiert.

Ironischerweise glich das Resultat meiner Sturm-und-Drang-Phase ungefähr dem einer beständigen Abfolge von Pars. Ein unerwarteter, positiver Nebeneffekt war,

dass meine emotionale Achterbahnfahrt Nicklaus und Floyd irritierte.

Auch wenn ich mir alle paar Löcher einmal selbst ins Bein schoss, ließ ich mich dennoch nicht aus dem Spiel drängen. Und als wir am Abschlag auf dem 17. Loch standen, war ich, wie Musberger seine Zuschauer mit einem hoch dramatischen, bühnenreifen Flüstern informierte, das er sich speziell für solche Augenblicke aufhob (ich habe die Fernsehaufzeichnung inzwischen bestimmt zwei oder drei Mal gesehen), »immer noch gut im Rennen«.

Ich lag für den Tag eins über Par, im ganzen Turnier fünf unter, und *einen Schlag hinter* Nicklaus und Floyd, die gleichauf in Führung lagen.

Falls es jemanden interessiert, hier ist meine Score-Karte für die ersten sechzehn Löcher:

Par	4	5	4	4	3	5	3	4	4	36	4	4	3	4	5	4	4	3	5	36
Nicklaus	4	5	3	4	3	5	4	3	5	36	4	3	4	4	4	4	4			
McKinley	5	4	6	3	5	3	3	4	4	37	3	5	5	4	3	4	4			
Floyd	4	5	4	4	4	4	3	3	5	36	5	4	3	4	5	4	4			

KAPITEL 35



Ach, süße Siebzehn. Vielleicht dachten Sie ja langsam, wir kommen nie mehr dorthin. Ich hatte selbst schon so meine Zweifel.

Die 17 in Pebble Beach ist eine 191 Meter lange Par-3-Bahn, die senkrecht auf die Küste zuläuft, sodass das Grün direkt vor dem Pazifik liegt, begrenzt von einem uralten, einsam dastehenden Joshuabaum.

Das Grün ist nicht nur extrem schmal und stark geneigt, sondern wird auch noch beständig von heftigen Windböen heimgesucht, die vom Ozean hereinwehen. Je nachdem, wie der Wind gerade bläst, kann das Loch alle Arten von Schlägern, vom Eisen 7 bis hin zu einem Driver, erfordern.

Am Sonntag zogen Jack und Raymond ihre Eisen 2 und schlugen ihre Bälle damit so makellos sauber, dass sie die hohe parabelförmige Flugbahn eines Schlags mit Eisen 5 beschrieben und dann ganz sanft auf dem fernen Grün landeten.

Unter den gegebenen Umständen erschien mir ein Schlag mit Eisen 2 eine Nummer zu hoch für mich, und so versuchte ich, einen weichen, hohen, angeschnittenen Schlag mit Holz 3. Ich erwischte ihn eher square und sah zu, wie er einen Augenblick

über dem Pazifik hing – dann träge vom Himmel plumpste und, um es mit den Worten von Sam Snead zu sagen, landete wie ein Schmetterling mit wunden Füßen.

Der Ball blieb zwei Meter siebzig vom Loch entfernt liegen. Die Zuschauermenge am Grün pfiff und jubelte.

Nachdem Raymond und Jack gnädigerweise ihre Birdies verpasst und automatisch ihre Pars eingesammelt hatten, sah ich mir den Putt an, mit dem ich gleichziehen konnte.

Für einen Sekundenbruchteil, als ich hinter dem Loch in die Hocke ging und meinen Ball anvisierte, schwamm ich in dem schaurigen Gefühl, *nicht genau zu wissen, wo ich eigentlich war.*

War ich auf Pebble Beach, in der letzten Runde der US Senior Open, oder wieder da, wo ich vor einem halben Jahr am Weihnachtstag angefangen hatte, auf einem anderen 17. Grün, und versuchte einen anderen Zwei-Meter-siebzig-Putt zu lesen, der mein Leben verändern sollte?

Die zwei Putts hatten sogar dasselbe seitliche Gefälle – von links nach rechts – und dieselbe Geschwindigkeit – schnell –, und wieder einmal konnte ich die Linie so klar und deutlich sehen, als wäre sie mit Kreide vorgezeichnet.

Doch einen Unterschied gab es. Diesmal stand am anderen Ende des Grüns, genau in der Verlängerung meiner Puttlinie, Sarah, und mit ihrem dunkelbraunen Haar und den strahlenden Augen sah sie mindestens so schön und entschlossen und aufgeweckt aus wie an dem Tag, als wir uns kennen lernten. Wenn man sich vor Augen führt, was ich nun tat, dann scheint

es mir heute so, als ob ich gar nicht die Puttlinie sah, sondern nur die Linie meines Herzens.

»Travis«, hörte ich Earl hinter mir nervös flüstern, »ist alles in Ordnung mit dir, Travis?«

»In Ordnung?«, fragte ich mich im Stillen, »nichts ist in Ordnung mit mir, natürlich nicht.«

Langsam ging ich auf die andere Seite des Lochs zurück, doch anstatt bei meinem Ball stehen zu bleiben, marschierte ich schnurstracks weiter, bis das Grün hinter mir lag und ich vor Sarah in der vordersten Reihe der raunenden Menschenmenge stand.

In diesem Moment musste Sarah nebst ungefähr fünfzehn Millionen weiterer Leute, einschließlich der Fernsehkommentatoren Musberger, Nantz und Rosburg, meines Großvaters, meiner Spielpartner, meiner Kinder und vor allem Earl, zu dem Schluss kommen, dass bei mir jetzt endgültig alle Sicherungen durchgebrannt waren und ich komplett den Verstand verloren hatte.

Und in gewisser Weise hatten sie Recht. Ich hatte den Verstand verloren.

Aber nicht an diesem Nachmittag. Ich hatte ihn schon vor einunddreißig Jahren verloren, an einem Frühjahrmorgen an der Universität von Chicago, als ich Sarah dastehen sah, wie sie auf eine Biologievorlesung wartete. Ich hatte ihn erneut verloren, als ich Sarah vor dem Spiegel ihr Haar hochstecken sah, wenige Minuten vor unserer Trauung im Garten ihrer Eltern an einem vollkommenen Sommertag im Juni. Und ich verlor ihn

ein für alle Mal, ohne jede Hoffnung, ihn je wieder zu finden, als ich sie am Morgen nach Elizabeths Geburt im Krankenhaus sah, mit der gerade mal einen Tag alten Elizabeth im Arm.

Irgendwie habe ich wohl jedes Mal den Verstand verloren, wenn ich sie nur ansah oder, mit ihr sprach, und ich bin fest entschlossen, alles in meiner Macht stehende zu tun, um auch weiterhin in diesem kopflosen Zustand zu verharren bis zu dem eisigen Wintermorgen, an dem mein Herz seinen letzten Schlag tut.

»Sarah«, flüsterte ich, »ich habe das in der Woche gekauft, als ich in Winnetka war, und ich fürchte, wenn ich es auch nur noch eine Sekunde länger mit mir herumtrage, dann macht mein Herz endgültig schlapp.«

Ich hielt ihr einen Diamantring hin, der genauso aussah wie der, den sie in unseren Flitterwochen verloren hatte.

Das heißt, eigentlich war er ein bisschen edler. Na gut, er war, ehrlich gesagt, viel edler.

Ich war letzte Woche nach meinem Besuch zu Hause nicht direkt von Winnetka zum Flughafen gefahren. Zuerst hatte ich noch bei Harry Winston's, dem nobelsten und außerdem stark überteuerten Juwelier von Chicago, Halt gemacht, und aus einem mir völlig unerklärlichen Grund bat ich den Verkäufer mehrmals, mir doch etwas noch ein wenig Größeres, Eindrucksvolleres, Strahlenderes zu zeigen, bis er mir den Ring zeigte, den ich gerade Sarah hinhielt.

Wie Sie vielleicht schon ganz richtig vermuten, wird Großes, Eindrucksvolles und Strahlendes bei Harry's nicht gerade

verschenkt. Es wäre wohl treffender, zu sagen, dass sie so etwas mit einem gewissen Zuschlag auszeichnen. Glücklicherweise kann man aber für 135000 Dollar immer noch recht hübsche Steine und Fassungen bekommen.

Das ist kein Druckfehler. Ich habe meinen gesamten Gewinn aus dem BellSouth Classic in den Ring gesteckt. Ich meine, zum Teufel, was soll's. Es war schließlich ein Sieg wegen Regens. Ich hatte ihn gar nicht verdient.

Aber Sarah schon.

Wie ich so am äußersten Rand des 17. Grüns stand, zitterte ich fast ein wenig. Ich schaute Sarah in die Augen und war kurz davor, wirklich den Verstand zu verlieren.

»Ich liebe dich, Sarah«, sagte ich, und zu meiner unendlichen Freude, Überraschung und Erleichterung ließ sie sich den Ring von mir sanft auf den Finger schieben. »Es ist wahrscheinlich dumm von mir, Travis, aber ich liebe dich auch«, flüsterte sie. »Und übrigens, das hier bringst du zurück, sobald die Runde vorbei ist.«

»Nie im Leben«, erwiderte ich und küsste sie. Dann ging ich rasch zu meinem Ball zurück.

Sie denken jetzt vielleicht, dass mich all das abgelenkt haben muss, aber das Gegenteil trifft zu. Ich war noch nie in meinem Leben so konzentriert. Ohne einen weiteren Blick auf die Puttlinie oder noch einen Übungsschwung nahm ich die Ansprechposition ein und setzte den Putter hinter den Ball.

Dann schlug ich.

Ich sah nicht einmal hin, was passierte. Das brauchte ich gar nicht. Ich war verrückt vor Liebe, und meine Liebe wurde erwidert. In dem Augenblick, als ich den Ball schlug, wusste ich schon, dass er todsicher aufs Loch zurollte und dass ich mit Jack Nicklaus und Raymond Floyd an der Spitze der US Senior Open gleichzog. Während die Zuschauer aufschrien und -sprangen und zum letzten Abschlag eilten, klopfte mir Earl auf die Schulter und sagte: »Travis, mein Freund, es ist echt gut, dass du den versenkt hast. Wenn du nämlich danebengeschlagen hättest, müsstest du jetzt deine Tasche selbst tragen.«

Ich warf einen Blick über meine Schulter und sah Sarah und die Kinder einen Freudentanz vollführen, eine Art soeben erfundenen McKinley-Hüpftanz.

Gott sei Dank, sagte ich zu mir.

Dann ist es also kein Traum.

Sie sind tatsächlich da.

Und ich auch.

KAPITEL 36



Ich kann nicht leugnen, dass ich ein gewisses erhebendes Gefühl verspürte, als ich zum 18. Loch wanderte. Aber gleichzeitig kam ich mir auch so vor, als würde ich um drei Uhr morgens in die Notaufnahme eines Krankenhauses in irgendeinem fremden Land geschoben.

Mein Körper war völlig taub, und mein Gehirn schien eine einzige Hitzeblase zu sein.

Mein Rücken fühlte sich an wie einer dieser riesigen vierfachen Knoten in Noahs Schnürsenkeln.

In meinem Magen herrschte ein einziges Desaster.

Ich litt unter Tunnelblick und kaltem Schweiß und fing schon an, Dinge zu sehen, von denen ich nur hoffen konnte, dass sie nicht wirklich da waren – meine Biologielehrerin aus der fünften Klasse, Evelyn Kochanski, wie sie links neben dem Fairway nackt in der Sonne lag.

Die Tatsache, dass das 18. Loch auf Pebble Beach, ein Par-5-Loch, dessen Spielbahn in voller Länge der Pazifikküste zu ihrer Linken folgt, das Furcht erregendste Abschlussloch des Golfsports überhaupt ist, machte die Sache auch nicht gerade leichter.

Ein ungewollter Hook am Abschlag – etwas, das ich besonders gut beherrsche –, und dann kann einen nur noch die Küstenwache retten.

Ich werde zwar nie herausfinden, weshalb, doch ich schlug einen perfekten Drive, ganz wie meine gleichauf liegenden Partner, und da keiner von uns das Grün in zwei Schlägen erreichen konnte, nahm ich mir für meinen zweiten Ball lediglich schlicht und einfach vor, ihn auf der rechten Seite des Fairways mit einem hübschen kleinen Eisen-5-Schlag ein Stück voranzubringen. Bloß keinen Stress.

Als ich meinen Rückschwung einleitete, sagte ich mir: *Ganz ruhig und locker.*

Dann sagte ich mir: *Egal wohin, nur nicht nach links.*

Dann kreischte die Stimme meines Großvaters los (hoffentlich nur in meinem Kopf): *Immer nur ein Schwung-Gedanke!* Was ungünstigerweise bereits mein dritter Schwung-Gedanke war.

Das Ergebnis all dieser komplexen Überlegungen war ein gemeiner Slice mit dem Hals des Schlägerkopfs, der die Zuschauer auseinander trieb und in einem Dickicht aus Kiefern rechts vom Fairway ausrollte, ungefähr 250 Meter vom Grün entfernt.

Am liebsten hätte ich mir ein flaches Grab ausgehoben und mich hineingestürzt.

Stattdessen sah ich zu Simon hinüber, der es sich, seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, noch mehr zu Herzen nahm als ich.

Genau wie Elizabeth und Pop.

Doch dann fiel mein Blick auf Noah, der mich mit einem seiner »Och,-und-was-machst-du-jetzt?«-Blicke und einem Schulterzucken ansah.

Und natürlich hatte der kleine Fratz Recht. Es kommt, wie es kommt, und außerdem war es ja sowieso nur Golf. Das 18. Loch war schon wichtig, aber so wichtig auch wieder nicht.

Und direkt hinter ihm stand Sarah, hob ihren neuen Ring hoch und formte mit den Lippen ein »Wunderschön!«.

Ich machte mich zu den Bäumen auf, um meinen verfluchten Ball zu suchen.

KAPITEL 37



Mir war schon klar, dass es kein schöner Anblick sein würde, aber dann bemerkte ich Rosi, wie er umständlich um meinen Ball herumtrippelte, als ob es sich um radioaktive Kacke handelte, den Kopf schüttelte und mit gedämpfter Grabesstimme etwas in seinen Kopfhörer flüsterte. Sobald ich mit Earl jedoch nahe genug herankam, um den Schaden selbst begutachten zu können, sah ich, dass ich noch keineswegs geliefert war. Ich saß nur ziemlich in der Tinte.

Das ist ein Unterschied.

Obwohl da ein Grüppchen saftiger Kiefern zwischen meinem Ball und dem Fairway stand, blieb eine kleine Öffnung, gerade mal einen Meter breit, zwischen dem dritten und dem vierten Baum, und wenn es mir irgendwie gelang, einen harten, flachen Draw durch dieses Loch hindurch zu schlagen, dann konnte ich nicht nur auf das Fairway zurück, sondern sogar bis zum Grün kommen.

Würde ich an dieser Stelle meine Erfolgsaussichten, einen Drive mit Vollgas durch eine Öffnung von der Größe eines Fensters zu schlagen, als eher unwahrscheinlich einstufen, dann wäre das noch höflich ausgedrückt.

Aber da Jack und Raymond ihre Bälle bereits ganz schnuckelig mitten auf dem Fairway platziert hatten, nicht einmal hundert Meter von der Fahne entfernt, wäre der Plan, zuerst zur Seite zu chippen, sowieso einer Kapitulation gleichgekommen.

Dann, sagte ich mir, kann ich ja ebenso gut erst mal den Bäumen hier etwas einheizen.

Nun ist mir schon klar, dass ich in dieser Geschichte inzwischen bereits meine Ration an Wundern mehr als ausgeschöpft habe. Wahrscheinlich habe ich sogar ein paar von Ihren auch noch in Anspruch genommen. Deshalb werde ich das, was jetzt kommt, nicht als ein weiteres Beispiel göttlicher Intervention einordnen. Nennen wir es doch einfach den phänomenalsten Schlag der Golfgeschichte und belassen es dabei.

Während die Zuschauer in morbidem Vergnügen ihre Hälse reckten, als wären sie aus Gummi, holte ich mit meinem Driver aus und drosch mit einem Schwung auf den Ball ein, als ginge es darum, beim Haut-den-Lukas auf dem Jahrmarkt zu gewinnen. Dann hörte ich nur noch kollektives Einatmen der Menge und wusste, dass das Scheißding in Richtung Grün segelte.

Ehrlich gesagt war ich dann doch ein wenig enttäuscht, als ich, zurück auf dem Fairway, feststellen musste, dass der Ball ein paar Meter zu früh auf einem kleinen Hügelchen ausgerollt war.

Raymond Floyd war als Nächster dran. Mit einem Schnörkel im Handgelenk schickte er den Ball im hohen Bogen konstant haargenau die Fahne anpeilend von seinem Wedge. Der Ball

blieb nach kurzem Rollen knapp zwei Meter vom Loch entfernt liegen.

Jacks Annäherungsschlag aufs Grün war sogar noch schöner, so schön, dass in dem Moment, als er herunter kam, mein Herz gleich mit sank und ich mich mit der Bemerkung »Wir verlieren mit einem Slam-Dunk« zu Earl umdrehte.

»Oh nein«, erwiderte der, die Augen unverwandt auf den Ball gerichtet.

Einen Moment später stieß der Ball gegen den Locheinsatz oder die Fahne oder die Stelle, wo beide zusammenkamen, und zwar so glatt, dass er auf dem schnellen Grün fast neun Meter weit wegkullerte.

»Der Mistkerl hat ihn doch tatsächlich zu perfekt getroffen!«, rief Earl bewundernd aus.

KAPITEL 38



Ich wünsche Ihnen, dass Sie wenigstens einmal im Leben das Vergnügen haben, an einem wundervollen Julinachmittag als einer von drei Führenden in der letzten Runde der US Senior Open zusammen mit Jack Nicklaus und Raymond Floyd das 18. Fairway von Pebble Beach hinunter zu spazieren.

Es macht riesigen Spaß.

Als wir schließlich das Grün erreichten, hatten sich sämtliche Zuschauer, die hergekommen waren, um sich die letzte Runde anzusehen, auf dem Hang zwischen dem 18. Loch und dem Clubhaus versammelt und waren kurz vor dem Ausflippen. So ähnlich muss es auf dem Time Square am 8. Mai 1945, in Woodstock, als der Regen aufhörte, und bei der Konfettiparade für die New York Mets nach ihrem Sieg 1969 gewesen sein. Womöglich habe ich sogar meinen Hut gezogen in der ganzen Aufregung.

Der Einzige, der auf dieser Welle der Ekstase nicht mit schwamm, war Jack Nicklaus, der gerade drei perfekte Golfschläge hingelegt hatte und trotzdem weit vom Schuss war.

Nachdem sein Ball von Flaggenstock und Locheinsatz abgeprallt war, war er fast zehn Meter weit bis an den unteren

Grünrand gerollt. Als Jack nun in seinem gelben Cashmere-Pullover und seiner taubenblauen Hose um diesen Hangaufwärts-Putt mit zweifachem Break heruntänzelte und ihn von allen Seiten mit Ausnahme von unterhalb der Erde begutachtete, war sein Gesicht zu einer hoch konzentrierten, aber finsternen Miene erstarrt.

Er sah wirklich aus wie ein Bär, ganz wie es seinem Spitznamen »Golden Bear« entsprach, ein ziemlich stinkiger Bär allerdings, der gerade jemanden beim Stehlen seines Honigtopfs erwischt hatte. Während Jack nun um seinen Ball herumschlich, wurde das Publikum immer ruhiger, und als er sich schließlich hinstellte und den Ball kraftvoll Richtung Loch schlug, war die geballte Anspannung von zwanzigtausend mucksmäuschenstillen Golfers, die nur darauf warteten, loszukreischen, kaum noch zu ertragen.

Zum zweiten Mal in Folge zielte Nicklaus perfekt, und als ich mich erneut verzweifelt zu Earl umdrehte, machte der sich nicht mehr die Mühe, mir zu widersprechen.

Er beugte sich nur ein wenig nach vorn, wie alle anderen auf dem Platz, und starrte mit herunterfallender Kinnlade auf den Ball, der unaufhaltsam auf das Loch zurollte. Mit einer Deutlichkeit, die mir das Blut in den Adern erstarren ließ, beinahe einem Déjà-vu gleich, kam mir plötzlich Nicklaus' unvergessliche Vorstellung beim Masters 1986 in den Sinn, als er den enormen Putt am 15. Loch versenkte, im nächsten Moment aus seiner angespannten Haltung hochschnellte und zum nächsten

Grün raste, wobei sein erhobener Schläger in der Spätnachmittagssonne glitzerte wie ein Kavalleriesäbel.

Der Ball sauste schnurgerade aufs Loch zu. Ich machte mich schon auf einen weiteren Nicklaus-Sprint in die Annalen des Golfsports gefasst, wobei mir gerade in diesem düsteren Augenblick die oft vergessene Tatsache einfiel, dass Jack nicht nur ein wahres Golfwunder war, sondern darüber hinaus auch noch einen Titel als Ohio Highschool-Jugendmeister im 100-Meter-Sprint gehalten hatte.

Ich konnte mich wirklich nicht beklagen. Es war ein großartiges Spiel gewesen. Besser als großartig. Doch jetzt war es vorbei. Der letzte Vorhang würde jeden Moment fallen. Jack ging schon in die Hocke. Der Ball war drin!

Bis er plötzlich direkt auf der Lippe des Lochs zum Stehen kam, eine halbe Umdrehung zu kurz.

Die Menge atmete aus.

Ich auch.

Jack schubste den Ball zum Par ins Loch.

KAPITEL 39



Mein eigener Titleist Nr. 3, der einzige Überlebende der drei, die Pop vor einer Woche in Winnetka aus seinem Ärmel auf den Rasen hatte fallen lassen, glänzte auf dem Grashang, eineinhalb Meter vom Grün, knapp acht Meter vom Loch entfernt. Das Grün fiel steil zum Loch hin ab.

Es war der Chip, mit dem man es garantiert nicht zu tun haben will, wenn man Par schaffen muss. Aber für einen Golfer am Rande des Nervenzusammenbruchs, der unbedingt ein Birdie braucht, hatte er ein gewisses Potenzial. Immerhin war es rein physisch schon mal unmöglich, den Ball zu kurz zu lassen.

Ich fasste mein Eisen 9 unten am Griff, um den Schwung besser kontrollieren zu können, setzte das Schlägerblatt hinter den Ball und gab ihm einen ganz, ganz leichten Stoß. Ich sah zu, wie der Ball mit Müh und Not aus dem Rough rollte und sanft auf das Grün kullerte. Ich sah zu, wie er Zentimeter für Zentimeter schneller wurde. Und dann sah ich ihn in rasendem Tempo, Bugs Bunny gleich, hinten ins Loch krachen. *Oder zumindest glaube ich, das gesehen zu haben.*

Alles fing an, sich zu drehen. Zwanzigtausend Menschen sprangen in die Höhe, und ich fiel auf die Knie, gefolgt von Earl, der mich so fest umarmte, dass ich es bei Gott heute noch spüren kann. Mehrere Minuten lang bestand die Welt aus purem Lärm.

Schließlich legte sich das Gebrüll wieder, und ich stand auf und ging zum Loch, um meinen Ball herauszuholen. Aber zuvor tat ich noch etwas anderes, was ich mir über die gesamten achtzehn Löcher hinweg versagt hatte.

Ich schaute zu Raymond und blickte ihm geradewegs in die Augen.

Und dann zwinkerte ich ihm zu.

Also, es ist schon ziemlich heftig, am letzten Loch der US Senior Open einen Zwei-Meter-Putt einlochen zu müssen, um mit Jack Nicklaus, der zwanzig Major-Turniere gewonnen hat und überhaupt der größte Golfer aller Zeiten ist, ins Stechen gehen zu können. Aber es ist noch einmal etwas komplett anderes, einen Zwei-Meter-Putt versenken zu müssen, um nicht gegen Travis McKinley zu verlieren, einen unbekannten Newcomer, der noch nie ein offizielles, in voller Länge ausgetragenes Turnier gewonnen hat und vor einem halben Jahr noch mittelmäßige Werbesprüche produzierte. Als Floyd zu seinem Putt antrat, musste er sich gegen größeren Druck zur Wehr setzen, als irgendeine halbwegs ehrgeizige Psyche jemals verkraften kann.

Doch falls Raymond die Belastung spürte, lies er sich jedenfalls nichts anmerken. Er stolzierte, wie ich es schon so oft zu-

vor im Fernsehen gesehen hatte, mit forschen, eifrigen, kleinen Schritten zu seinem Ball, pflanzte seine Füße fest auf den Boden, bis er den richtigen Stand hatte, und ließ, wobei seine Lippen sich leicht kräuselten, den Blick zwischen Ball und Loch hin und her wandern, als ob er sich nicht entscheiden könne, welches von beiden Objekten nun das größere Arschloch war.

Er sah gefasst und konzentriert und vollkommen unerschütterlich aus – wie ein Berufsskinner, der in aller Ruhe seinen Geschäften nachgeht. Dann verzog er den Zwei-Meter-Putt so krass nach links, dass er gut eine Handbreit am Loch vorbeiging.

Plötzlich waren Sarah, Simon, Noah und Elizabeth in meinen Armen. Ich vollführte einen Freudentanz mit Pop und mit Earl, und ich glaube, schließlich hielt Earl uns alle in den Armen. Ich schüttelte Raymond Floyd und Jack Nicklaus die Hand, und dann gab ich den Ball, der mich zum Sieg geführt hatte, meinem Großvater zurück. »Danke für die Leihgabe, Pop«, schrie ich über das ganze Getöse hinweg. »Schlag den bitte bloß nicht in irgendeinen See.«

»Keine Sorge«, erwiderte er und strahlte dabei noch mehr als sonst. »Den nehme ich nur zum Chippen.«

Und irgendwo im Keller des Clubhauses von Pebble Beach machte sich ein einsamer Goldschmied an die Arbeit, »T. McKinley« auf einen ziemlich großen silbernen Pokal zu gravieren.

EPILOG

NACH DEM WUNDER



Zwei Monate später.

Zwei Uhr morgens.

Ein Traum weckt mich aus tiefem Schlaf, und ich setze mich in einem großen Eichenholzbett auf, in dem ich mich seltsamerweise zum allerersten Mal richtig wohl fühle.

Sobald sich meine Augen an das Mondlicht gewöhnt haben, wandert mein Blick durch ein Zimmer, das mir einerseits vertraut, andererseits völlig neu erscheint. An der einen Wand befindet sich eine alte Holztruhe, die ich von meinem Urgroßvater geerbt habe, an der anderen Wand eine Frisierkommode, die Sarah von ihrer Großmutter bekommen hat; in die Türchen sind Blumenmuster eingearbeitet und oben drauf steht ein großes, lackiertes Tablett mit Schildpattkämmchen und einem Paar antiker, russischer Silberarmreifen, die Sarah seit nunmehr zwanzig Jahren trägt.

Obwohl ich nur sechs Monate weg war, kann ich mir problemlos vorstellen, wie Odysseus sich nach seiner zehnjährigen Irrfahrt durch die Welt gefühlt haben muss, als er endlich wieder bei Penelope zu Hause war.

Vorsichtig, um Sarah nicht zu wecken, die, den Hauch eines Lächeln auf den Lippen, mir zugewandt auf der Seite liegend schläft, schlüpfe ich aus dem Bett und wandere durch unser

altes Haus, das mein Großvater zusammen mit nur einem Arbeiter in dem Jahr gebaut hat, als ich zur Welt kam.

Obwohl Elizabeth nun schon seit sechs Jahren nicht mehr zu Hause wohnt, gehe ich zuerst in ihr Zimmer. Mit den verblassten Postern von Rockstars, die immer noch an den Wänden hängen, und den Stofftieren wirkt es, als wäre hier die Zeit stehen geblieben – ein Teenager-Zimmer, zirka 1984. Die ernste, stets tadellose Elizabeth, die uns in all den siebenundzwanzig Jahren nicht ein einziges Mal Anlass zur Sorge gab. War sie überhaupt je ein Teenager, oder begab sie sich direkt von der Kindheit in die Radiologie? Es kommt mir so vor, als ob ich über Elizabeth weniger weiß als über meine anderen Kinder. Gleich morgen werde sie ich anrufen und einen Besuch in New Haven ausmachen, um das zu ändern.

Dann strecke ich den Kopf in Simons Zimmer. Er liegt friedlich ausgestreckt da mit seinen drei Ringen im Ohr, und sein ein Meter neunzig langer, schlanker Körper hängt über die Ränder des zehn Jahre alten Jugendbetts heraus. Man kann nicht eins seiner Kinder mehr als die anderen lieben, und ich schwöre bei Gott, dass ich das nicht tue. Aber ob es mir gefällt oder nicht, in Simon sehe ich mich selbst, und ich fühle mich ihm im Herzen so nahe, dass ich gar nicht erst eine Verbindung zu ihm herstellen muss. Sie ist ganz von selbst da.

Neben ihm liegt, wie ein treuer, kleiner Hund oder vielleicht eher wie ein nicht zu unterschätzender Wachhund, den überdimensionalen Kopf mit dem braunen Haarschopf auf Simons Rücken, unser kleiner Mann Noah, der wohl nicht schlafen

konnte und deshalb mitten in der Nacht in das Zimmer seines Bruders geschlichen war. Noah, das dritte und letzte Mitglied dieser kleinen Generation von McKinleys. Das Wunderkind, das uns schon mit seiner bloßen Ankunft überraschte und uns seither immer und immer wieder zum Staunen gebracht hat. Aber, *wie Lee so schön sagte* – denn so nenne ich ihn inzwischen, auch in Gedanken –, hier draußen sind wir alle Wunder, jeder Einzelne von uns.

Vorsichtig hebe ich Noah hoch und bringe ihn wieder in sein eigenes Bett in seinem Zimmer auf der anderen Seite des Flurs. Dann lasse ich mich im Wohnzimmer in einen Sessel sinken und sitze einfach nur im Halbdunkel, um alles auf mich wirken zu lassen.

Sarah. Elizabeth. Simon. Noah. Sarah. Elizabeth. Simon. Noah.

Erst als ich schließlich nach einer ziemlich langen Weile mein lächelndes Spiegelbild in einer großen Silberschüssel entdeckte, die auf dem Kaminsims steht, gehe ich wieder ins Bett.

Wenn ich nicht der glücklichste Mensch auf Erden bin, dann möge Gott den segnen, der es ist.

Eins noch.

Am diesjährigen Weihnachtstag zog ich los auf den Golfplatz.

Ich hatte das nicht etwa geplant, doch als ich an diesem Morgen vor die Tür trat, um die »Tribune« von der Treppe aufzulesen, und dabei feststellte, dass die Temperatur bereits früh morgens nur ein paar Grad unter null lag, schien es ein-

fach genau das Richtige zu sein, und sei es nur, um meine Dankbarkeit für die Initialzündung zu zeigen, die meine Golfrunde vor genau einem Jahr ausgelöst hatte.

Wieder schien der Chicagoer Winter Weihnachten zu verschlafen – das Quecksilber kletterte den ganzen Vormittag –, und als ich schließlich kurz nach Mittag meinen großen, weinroten BMW auf den Creekview Country Club steuerte, war es auf milde drei Grad über null gestiegen. Eine Zeit lang blieb ich neben meinem Auto auf dem leeren Parkplatz stehen, machte ein paar Gymnastikübungen und ließ in dem gleißenden Licht meine Gedanken schweifen. Ich kam mir vor wie ein Seehund, der sich auf einer Eisscholle in der Sonne aalt.

Schließlich machte ich mich zum 17. Loch auf, und als ich mich bückte, um den Tee-Stift in den Boden zu stecken, befahl mich ein so heftiges Déjà-vu, dass ich beinahe umgekippt wäre.

Es wurde noch stärker, als ich anfang zu spielen.

War mein Drive letztes Jahr nicht genau hinter dieser Sprinklerdüse liegen geblieben? War ich mit meinem Eisen 7 nicht präzise an dieser Stelle auf dem Grün gelandet? Habe ich dieses abgemagerte rote Eichhörnchen nicht schon einmal irgendwo gesehen?

Wieder stand ich vor einem Zwei-Meter-achtzig-Putt zum Eagle. Und wieder sah ich die Puttlinie so deutlich, als wäre sie auf das kurz geschorene Gras gemalt. Wieder schlug ich den Ball todsicher mitten ins Loch.

Und wieder spielte ich – oder wiederholte ich, ganz wie Sie wollen – die Runde meines Lebens. Wenn etwas anders war,

dann vielleicht, dass ich diesmal insgesamt ein bisschen besser spielte, da ich nach einem Jahr auf der Tour und massiver Hilfe von Earl nicht mehr gleich die Nerven verlor, wenn ich mal ein, zwei Schläge unter Par lag.

Allerdings waren das hier mehr als ein, zwei Schläge unter Par. Eagles waren an diesem Weihnachtstag nicht gerade eine vom Aussterben bedrohte Spezies in Chicago – bei den ersten vier Löchern hatte ich schon zwei davon –, und als ich die zweiten neun Löcher anging spürte ich, dass ich den Platzrekord von 62 brechen würde, eine Marke, die ich verbissen anpeilte, seit mich mein Großvater vor fast einem halben Jahrhundert zum ersten Mal auf diesen Platz mitnahm.

Als ich nur noch die 15 und die 16 zu spielen hatte (Sie erinnern sich, ich hatte bei der 17 angefangen), lag ich schon bei elf unter Par. Um den Rekord zu brechen, brauchte ich nur noch auf Par zu spielen. Dann schaffte ich ein Birdie auf der 15. Jetzt konnte ich mir auf der 16 sogar ein Bogey leisten, und dabei war dies die kürzeste und leichteste Par-4-Bahn des ganzen Kurses.

Fröhlich vor mich hin pfeifend bückte ich mich, um meinen letzten Abschlag dieses Jahres aufzuteen. Doch als ich mich wieder aufrichtete, fegte ein Windstoß meine Pebble-Beach-Kappe in die Luft, und als ich herumfuhr, um sie wieder einzufangen, sah ich genau dieselbe Weihnachtsdekoration über dem nahe gelegenen Haus schweben, die mich vor einem Jahr so abrupt aus meinen Träumereien gerissen hatte.

Wieder einmal angelte ich panisch nach meiner Uhr.

Als ich die Zeiger erblickte, wäre ich am liebsten auf die Knie gesunken und hätte den halb gefrorenen Boden von Winnetka geküsst. Meine Gymnastik hatte wesentlich länger gedauert, als ich angenommen hatte. Womöglich war ich währenddessen sogar kurzzeitig weggetreten. Aber selbst wenn ich bei der Rückfahrt auf einen Straßenumzug stieß oder an sämtlichen Ampeln Rot erwischte, blieb immer noch mehr als genug Zeit, um in aller Ruhe nach Hause zu fahren und mich vor dem Abendessen zu duschen und zu rasieren.

Ja, vermutlich konnte ich sogar meine Runde fertig spielen und immer noch rechtzeitig da sein.

Aber ich wollte es lieber nicht darauf ankommen lassen.

Ich machte mir gar nicht erst die Mühe, meinen Ball aufzuheben. Ich schulterte einfach nur meine Tasche und rannte um mein Leben.